



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Särtsfelder Boten

Kennst du deine Familie? *)

Von Pfarrer Walcher, Allmersbach.

Bei dieser Frage „Kennst du deine Familie?“ denke ich nicht an deine Familie im engeren Sinn, an deine Kinder, an deine Eltern, an deine Geschwister. Denn die kennst du selbstverständlich — oft nur zu gut! Ich denke an deine Familie im weiteren Sinn. Weißt du nicht bloß, wie deine Großeltern, weißt du, wie deine Urgroßeltern, wie die geheißen haben, die noch vor ihnen gewesen sind? Weißt du, ob und wie du mit den Familien verwandt bist, die am gleichen Ort oder anderswo denselben Namen tragen wie du? Wie wenig wissen wir doch meist von diesen Dingen. Rückwärts hört unser Wissen meist schon bei den Großeltern auf, allerhöchstens bei den Urgroßeltern und seitwärts bei den sog. „geschwistlichen“ Kindern, d. h. den Kindern der Geschwister der Eltern. Was darüber hinaus liegt, weiß man nicht mehr.

Zu was denn aber auch das wissen? höre ich manchen einwenden.

Da möchte ich zunächst einmal ganz einfach sagen: Kenntnis der eigenen Familie, Familienkunde, gehört sich. Das ist eines der Stücke, durch die wir uns eben als Menschen beweisen und von Tier unterscheiden. Der Spatz fliegt aus dem Nest aus und fragt einen Deut darnach, wer seine Eltern gewesen sind. Der junge Hase ist zufrieden, wenn er einen recht dicken Kohlkopf zum Abfressen findet und kümmert sich weiter nicht darum, wo einst sein Nest gelegen hat. Und der Apfel vollends fällt vom Baum herab, liegt da und weiß gar nichts, wartet nur darauf, bis jemand kommt und ihn in den Mund schiebt. Der Mensch aber soll Mensch sein und soll sein Menschentum eben auch damit beweisen, daß er den Stamm, den Menschenstamm kennt, der ihn getragen hat, daß er die Wurzel kennt, aus der dieser Stamm entsprungen ist, daß er weiß,

*) Der Abdruck erfolgt mit gütiger Genehmigung des Herausgebers und des Verfassers aus dem „Heimatkalendar für den Murr gau 1925“ (Buchdruckerei Lang, Murrhardt), der in vorbildlicher Weise Heimatkunde pflegt.
Die Schriftleitung.

wie der Stamm allmählich gewachsen ist und sich verzweigt hat, daß er weiß, welche anderen Äpfel, Menschenäpfel, auf diesem Baume gewachsen sind usw. Also Familientunde gehört sich.

Familientunde lohnt sich auch. Geld läßt sich allerdings damit nicht gewinnen. Bei wem das Interesse nicht weiter geht, als bloß auf den Geldbeutel, der kann diesen Abschnitt ruhig überspringen, denn auf seine Rechnung kommt er nicht. Von Papieren ist hier allerdings auch die Rede, aber von Papieren, die nicht an der Börse gehandelt werden und nicht im Kurse heute hinauf- und morgen wieder hinabgehen, nämlich von alten Familienurkunden, von Stammbäumen und ähnlichem. Familientunde wirft kein Geld ab, sondern kostet eher Geld. Aber deswegen lohnt sie sich doch, nämlich innerlich.

Die Familientunde sie zeigt dir, woher du kommst. Da lernst du deine Vorfahren kennen, zurück nicht bloß ins dritte oder vierte Glied, sondern bis ins neunte oder zehnte Glied oder gar noch weiter. Da erfährst Du, was diese Deine Vorfahren gewesen sind: Bauern, Handwerker, Beamte. Da erfährst Du womöglich auch, woher sie gekommen sind, aus welcher Gegend, aus welchem Land Deine Familie stammt. Das alles aber ist doch äußerst interessant. Es interessiert Dich unwillkürlich, wenn Du erfährst, woher eine Apfel- oder Fruchtorte stammt, daß der Vostoopapfel von Holland stammt und der Pettuser-Haber von Pettus bei Potsdam. Dann muß es Dich aber doch noch viel mehr interessieren, zu wissen, woher Deine Familie, woher also auch Du in letzter Linie stammt.

Die Familientunde erklärt Dir auch häufig, warum Du gerade so und so bist, diese oder jene äußeren oder inneren Eigenschaften an Dir hast. Für die Habsburger Fürsten z. B. ist der stark vorspringende Unterkiefer und die gewaltige Unterlippe, eine sog. „Zell“, bezeichnend gewesen. Die Familientunde sagt uns nun, woher diese zwei Merkmale kommen. Sie sind durch zwei Fürstinnen, die nicht gerade zu den schönsten ihres Geschlechts gehört haben, in die Habsburger Familie hineingebracht worden und haben sich hier durch die Jahrhunderte hindurch fortgeerbt. So schau auch Du einmal die Bilder Deiner Vorfahren an, wenn Du welche hast, ob Du nicht Züge findest, körperliche Züge und körperliche Merkmale, die Du bei Dir oder bei Deinen Kindern wieder entdeckst. Es hat manche Familie, und zwar gilt das nicht bloß von Fürsten und anderen Hochgeborenen, sondern auch von uns gewöhnlichen Sterblichen, ihre besonderen Familienmerkmale, die sich von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererben und immer wieder zutage treten. Dieselben sind vielleicht auch nicht die schönsten, wie dort die „Zell“ der Habsburger. Und wie mit den körperlichen Merkmalen ist es auch mit den geistigen, den seelischen Merkmalen. Seelische Eigenschaften, die wir haben, haben vor uns unsere Eltern oder noch häufiger — denn die Eigenschaften überspringen ja gern ein Glied — und kommen erst wieder beim übernächsten Glied zum Vorschein — unsere Großeltern gehabt und vor diesen wieder deren Eltern oder Großeltern. Da ist es doch immer wieder äußerst interessant, festzustellen, ob solche leibliche oder geistige Familienmerkmale da sind, und, wenn sie da sind, womöglich herauszubringen, woher sie stammen, durch wen sie in die Familie hineingebracht worden sind.

Dann wie interessant ist es, zu verfolgen, wie sich eine Familie oft herausgearbeitet hat, wie sie vor Jahrhunderten in kleinen, bescheidenen Verhältnissen angefangen hat und nun heutzutage als eine geachtete, angesehene Familie in der Gemeinde oder im Staat dasteht. Welcher An-

sporn liegt darin, sich der Vorfahren wert zu zeigen, das Kapital nicht zu verschleudern, das sie angesammelt haben, und zwar nicht bloß das Kapital an Geld und Gut, sondern noch mehr das Kapital an Ehre und gutem Namen!

Wie weitest überhaupt die Familientunde den Blick! Man lernt über seine engen vier Wände hinausschauen auf die Geschichte der Heimat, auf die Geschichte des Volkes. Aus dem Interesse und der Liebe zur eigenen Familie erwächst ganz von selbst das Interesse und die Liebe zur Heimat, zum Volk, zum Vaterland. Und ein bodenständiges Geschlecht mit solcher Heimats- und Volksliebe brauchen wir heutzutage mehr als je.

Also, Familientunde ist gar nicht etwas Unnütziges und Wertloses, sie ist ebenso notwendig wie wertvoll. Nun ist aber die weitere Frage: wie treiben wir denn Familientunde? Wie lernen wir unsere Familie kennen?

Darauf ist zu sagen: erstens einmal dadurch, daß wir uns bei den Familienangehörigen, insbesondere bei den älteren Familienangehörigen, über unsere Familie erkundigen. Es ist merkwürdig, wieviel oft so ein alter „Nehle“ oder eine „Ahne“ von den Vorfahren oder von den Nebenzweigen der Familie zu erzählen weiß. Was wir von ihnen erfahren, wollen wir doch sorgfältig aufschreiben, hinten in die Traubibel oder in ein eigenes Familienstammbuch hinein. Und gleichzeitig wollen wir sorgfältig etwaige Briefe oder Bilder, die von unseren Vorfahren noch vorhanden sind, aufbewahren. Durch das alles erweitert sich die Kenntnis unserer Familie schon sehr und vor allem bekommen durch solche Erzählungen über Taten und Erlebnisse unserer Vorfahren, durch solche Briefe und Bilder von ihnen die bloßen Namen unserer Vorfahren Leben, daß sie eben nicht mehr bloß tote Namen sind, sondern als Gestalten mit Fleisch und Blut vor unserem inneren Auge stehen.

Zu weit zurück dringen wir freilich durch solche Erkundigungen bei den Lebenden nicht. Wollen wir weiter zurück, dann müssen wir schon in den alten Kirchenbüchern nachforschen. Da kommen wir dann zurück, wenn es hoch geht, bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts; meist freilich nicht so weit. Denn eine große Anzahl Kirchenbücher ist im Lauf der Jahrhunderte zugrunde gegangen durch Brand, Plünderung u. dergl. Die Kirchenbücher der Pfarrei Allmersbach z. B. gehen bloß bis 1693 zurück, weil die alten Kirchenbücher damals bei dem „leidigen Franzosenbrand“ in Backnang mitverbrannt sind.

Zu diesen Nachforschungen in den Kirchenbüchern aber ein paar Bitten! Erstens: Forche womöglich selber nach und verlange nicht von uns Pfarrern, daß wir das besorgen sollen. Es haben viele Pfarrer zu derlei Arbeit einfach keine Zeit und viele andere haben keine Lust dazu. Denn das kann nicht von jedem verlangt werden, daß er Lust und Interesse für die Beschäftigung mit einer ihm ganz fremden Familie haben soll. Zweitens: Wenn Du selber nachforschen willst, frage bei dem betreffenden Pfarramt jedesmal vorher an, ob und wann Du kommen kannst. Es meinen manche, wenn es ihnen geschickt sei, müsse es auch den anderen sein. Das ist aber durchaus nicht der Fall und dann gibt es gegenseitig Verstimmungen.

Und endlich noch einen Rat. Ehe Du überhaupt an solche Nachforschungen gehst, erkundige Dich, ob nicht schon andere diese Nachforschungen vor Dir besorgt haben, so daß Deine Arbeit ganz unnötig ist. Tatsächlich sind schon eine ganze Reihe von Familien des Landes von

Stammbaum der Familie Harsch aus Leinroden

○ Ferdinand, Ludwig, Philipp
Erasmus, Franz
* 2. 6. 1771 † 22. 11. 1809
kaiserl. Oesterr. Kämmerer

Ferdinand Ludwig * 19. 4. 1737 † 3. 5. 1818
Leiter der russischen
Bergwerke

Ferdinand Philipp * 11. 11. 1704 † 31. 10. 1792
kaiserl. General-Feldzeugmstr.

Ferdinand Amadäus * 5. 12. 1661 † 5. 4. 1722
kaiserl. General-Feldzeugmstr.

Johann Martin * 10. 7. 1631 † 22. 12. 1697
Pfarrer in Neubronn
dann in Essingen

Ein richtiges Bild der Familie gibt
dieser Auszug nicht; denn der vollständige
Stammbaum umfaßt über 730 Namens-
träger, von denen heutzutage Glieder in
Baden, Bayern, Württemberg, Nord-
deutschland, Holland, Nordamerika und
Mexiko leben. Gerade die interessantesten
Erscheinungen, wie Kinderreichtum und
sterblichkeit, Berufe u. deren Wechsel im
Laufe der Jahrhunderte, Namensgebung
und Modenamen lassen sich aus diesem
notgedrungen dürftigen Ausschnitt nicht
ersehen.

Michael

etwa 1550
in A

Karl Friedrich * 25. 6. 1902 in Marbach
Ernst * 3. 12. 1903 in Marbach
Marianne * 25. 11. 1912 in Marbach

Ludwig * 15. 3. 1915
Luitgart * 25. 10. 1919
Wilhelm Friedrich * 25. 2. 1871, Kupferschmied
u. Installateur in Marbach

∞ 28. 7. 1900
Luise Friederike
geb. Hg

∞ 21. 11. 1904
Luise geb. Leser
aus Lahr

Georg Adolf
* 31. 8. 1880
in Rempten
Schlossier in Nürnberg

Jakob Friedrich
* 9. 3. 1842 † ?
Kupferschmied in Marbach

∞ 12. 11. 1868
Dorothea Marie
geb. Dambach

Ludwig * 18. 8. 1851
Kaufmann
Lahr i. B.

∞ 23. 9. 1875
Susette geb. Wagenfeil
aus Rempten

Gottlieb Friedrich
* 11. 5. 1814 † 3. 12. 1881
Kupferschmied in Marbach

∞ 1. 7. 5. 1840, Christine
Rosine, geb. Stolpp
II. 6. 10. 1844, Christiane
Friederike, geb. Goos
III. 28. 2. 1854, Regine
Friederike, geb. Löw

Ludwig * 1. 2. 1814
Kaufmann
Bregenz,
Stuttg. Lahr

∞ 19. 8. 1850
Friederike Regina
geb. Büttner aus Alpirsbach

Eberhard Friedrich
* 8. 9. 1772 † 24. 12. 1824
Maurer in Marbach

∞ 8. 11. 1796
Katharina Magdalena
geb. Häußler

Johann * 25. 8. 1778
Kaufmann
Schloß
Wies

∞ 23. 4. 1809
Berta Christina
Juliana geb. Faber

Friedrich Jakob
* 31. 3. 1744 † 8. 11. 1813
Steinhauerobermeister
in Marbach

∞ 19. 4. 1768
Maria Margaretha
geb. Ade

Albrecht * 15. 4. 1731
Stadt- u. Leibesphysikus
in Berg

∞ Regina Veronika
geb. Müller

Johann Friedrich Eberhard
* 23. 6. 1715 † 11. 9. 1765
Steinhauerobermeister
in Marbach a. N.

∞ 21. 5. 1743
Katharina Margaretha
geb. Wall

Johann * 22. 2. 1704
Chirurg
Essingen

∞ 5. 11. 1728
Regina geb. Nieder

Philipp Ludwig
* 27. 10. 1692 † um 1724
Bogt in Unterriegingen

∞ 10. 7. 1714
Magdalena
geb. Brucker

Johannfried * 24. 9. 1637
Chirurg
Essingen

∞ 16. 1. 1700
Anna Katharina
geb. Drittler

Hans Jörg
* 20. 7. 1652 † 6. 2. 1708
Bogt in Adelmannsfelden
später Thalheim

∞ 1. 8. 5. 1677
Maria Magdalena
geb. Gotthardt
II. 21. 2. 1702
Rosina geb. Rehnlin

Constantin * 31. 3. 1631
Schulmeister
in Essingen

∞ 23. 11. 1675
Katharina geb. Königer

Johann Sigmund
etwa 1625—1680
Schulmeister und Gerichts-
schreiber in Leinroden

∞ 25. 9. 1649
Maria Marta geb. Eber

Hans * 1610
† 1675
Schulmeister
Bogt

∞ 1. 25. 7. 1630 Walburga geb. Sattler
II. 7. 5. 1639 Katharina geb. Edelmann
III. 18. 8. 1668 Elisabetha „ Leonhardt

Augustinus
† 4. 3. 1660 in Leinroden

∞ Maria geb. Ulmer

* 1580
in A

∞ 7. 11. 1609
Maria geb. Merz

Hans
* um 1580
Fischer in Leinroden

* bedeutet geboren
† „ gestorben
∞ „ vermählt mit
○ eine Person mit
fünf Vornamen

verschiedenen Forschern bearbeitet worden und die Stammbäume für diese Familien festgestellt. Das gilt z. B. von drei Familien, die auch im Alener Bezirk ziemlich verbreitet sind, von den Familien Pfleiderer, Harsch und Immon. Da wäre es doch schade, wenn wir die Arbeit noch einmal tun würden, die andere schon vor uns getan haben. Also erkundige Dich bei solchen, die auch Familienkunde treiben, ob nicht schon von anderen vorgearbeitet ist und der Stammbaum Deiner Familie schon vorhanden ist!

Und nun versuch's einmal mit der Familienforschung! Du wirst bald merken, daß einem das mehr Freude macht, als man je gedacht hat.

Aus der Arbeit des Vereins für württembergische Familienkunde.

„Es ist kein Zufall, daß gerade in Württemberg die Ahnenkunde so tief Wurzel geschlagen hat. Der schwäbische Stamm hat von jeher ein Gefühl besonderer Zusammengehörigkeit und einen ausgeprägten Familiensinn gehabt. Es gibt bei uns noch einen Verwandtschaftsgrad, der im übrigen Deutschland nicht mehr vorkommt, die „schwäbische Bitterschaft“. Dazu hat bei der besinnlichen Natur der Schwaben der Pfarrstand sich mit Vorliebe in seine Kirchenbücher und Urkunden vertieft und sie ergrübelt. Ich kenne einen, der ist landauf, landab gesprungen und gereist und hat sich unter den verstaubten Schriften das Herz frisch und jung bewahrt, und so gibt es Duzende. Ihnen fehlte nur die Verbindung untereinander. Da war es eine glückliche Tat einiger Männer, die württembergischen Familienforscher zusammenzubringen, wie es im Verein für württembergische Familienkunde geschehen ist.“

So schreibt im Geleitwort zu den „Blättern für württembergische Familienkunde“ der bekannte schwäbische Dichter und Erzähler Dr. Ludwig Finckh (Gaienhofen), in dessen Schriften die Pflege des Familiensinnes und die Achtung vor unsren Ahnen bereiten Ausdruck finden.

Wohl gab es in Deutschland schon lange eine Anzahl führender genealogischer, Abstammungs- und Geschlechtskunde pflegender Vereine, aber gerade Württemberg, das in familiengeschichtlicher Beziehung eine Geschlossenheit wie kaum eine andere deutsche Landschaft aufweist, fehlte der notwendige Zusammenhang, der Mittelpunkt, von dem eine planmäßige Bearbeitung unter Zusammenfassung aller Beteiligten in Württemberg ausgehen konnte.

Aus diesem Gesichtspunkt heraus wurde im Oktober 1920 der Verein für württembergische Familienkunde unter großer Beteiligung gegründet. Er zählt nach 5jährigem Bestehen schon an die 750 Mitglieder im In- und Ausland.

Durch Wort und Schrift, durch Gedankenaustausch, durch Vorträge will er den Sinn für Familiengeschichte wecken und beleben und seine Mitglieder in ihrer Forschungstätigkeit durch Rat und Tat unterstützen. In erster Linie dient er der württembergischen Familiengeschichtsforschung in allen ihren Zweigen. Zu ihrer Förderung bildete er folgende Abteilungen: Eine Bücherei, die bis jetzt an 1500 Bände umfaßt (Zeitschriften, Familienchroniken, Fachwerke und Nachschlagebücher), ferner ein Personen- und Familienarchiv. Dasselbe enthält eine Sammlung von Nachweisen über Personen und Familien, Stamm- und Ahnentafeln. Aufzeichnungen aller in Württemberg vorhandenen Grabmäler,

Epitaphien, Totenschilder usw. auf Friedhöfen, in Kirchen und Kapellen, möglichst mit Bild, werden planmäßig gesammelt und in einer Denkmäler-Kartothek vereinigt. Ihr tritt eine Ahnenbilder-Kartothek zur Seite. Diese umfaßt schon etwa 2000 Nachweise von Personen- und Familienbildnissen nach Namen, Art, Zeit und Besitzer alphabetisch geordnet. Eine Ergänzung dieser Kartothek bildet die Bildnis-Sammlung des Vereins, die eine Sammlung von württembergischen Porträts in Originalen (z. B. Gemälde, Zeichnungen, Silhouetten) und Nachbildungen (Stiche, Holzschnitte u. a.) umfaßt, und eine Sammlung von Wappen, Siegeln, Münzen, Bucheignerzeichen (Exlibris), die auf Württemberg Bezug haben.

Der Verein ist sich wohl bewußt, daß die Erfüllung der mit Mühe und Arbeit verbundenen großen Aufgaben nur möglich ist durch gemeinsame, selbstlose und freudige Mitarbeit aller. Der Verein hat durch seine Vereinszeitschrift „Blätter für württembergische Familienkunde“ und durch seine in zwangloser Folge erscheinenden „Schriften“, die beide in größeren und kleineren Beiträgen das große Gebiet der Familienkunde bearbeiten, ein wertvolles Bindeglied zwischen seinen Mitgliedern geschaffen. Möge seine verdienstvolle Arbeit von den vielen Freunden seiner Bestrebungen warm und tatkräftig unterstützt werden! (Die Geschäftsstelle des Vereins befindet sich in Stuttgart, Werastraße 109; der Jahresbeitrag beträgt z. Bt. 4 Mk. nebst 2 Mk. Eintrittsgeld.)

R a m m e r e r.

Das Alener Heimatbuch

Wir müssen es schaffen, weil wir es brauchen. Denn Mittelpunkt der geistigen Welt ist jedem der Ort und Bezirk, wo er wohnt und weilt. Er hat anders kein wachstümliches persönlich-geistiges Leben. Wer das noch nicht weiß, dem fehlt es am richtigen Bildungsbegriff und an der Vertiefung des nationalen Begriffs: Volkstum, Volksbewußtsein. Ein Bezirk, der nicht in der Heimatforschung mitarbeitet, ist rückständig. Das ist manchem aufgestoßen beim Lesen eines Vereinsberichts, der um die Jahreswende durch die Stuttgarter Presse ging. Da berichtete Prof. Dr. Gößler über eine bedeutsame Ludwigsburger Tagung, in der August Lämle, der Dichter und wissenschaftliche Vertreter des schwäbischen Volkstums, Grundsätzliches über die Schaffung von Heimatbüchern vorgetragen hat. „Die Heimatbewegung und die daraus entsprungene Forderung nach Heimatbüchern ist hervorgegangen aus dem Heimatsverlust. Daraus entspringt das Heimweh. Der heimatentfremdete Mensch ist ein Sucher, der in der Arbeit oder der Macht oder der Religion eine neue Heimat sucht. Ihnen ist nur durch eine neue und bewußte Verbindung mit der Heimat und ihren Gütern zu helfen. — Im Heimatbuch muß der Mensch sich, sein Leben, sein Land wiederfinden. Vor allem sind die lebendigen Dinge zu erfassen, die die Gegenwart beherrschen und die Zukunft bestimmen. — Das Ideal einer Heimatkunde, wie sie die Schule braucht, deckt sich mit dem, was auch das Volk braucht: ein auf den wissenschaftlichen Ergebnissen der Heimatforschung aufgebautes, aber künstlerisch geschaut, einheitliches u. lebendiges Heimatbuch, in dem das Menschliche, nicht das Stoffliche das Wesentliche ist.“

Auch in Aalen ist man am Werk. - Im November letzten Jahres hatte sich der Bezirksausschuß Aalen des Landesamts für Denkmalspflege und die pädagogische Arbeitsgemeinschaft der Volksschullehrerschaft des Bezirks zu einer gemeinsamen Tagung vereinigt, in der Herr Pfarrer Kammerer-Neubronn das Thema behandelte

Wie schaffen wir ein Heimatbuch für den Bezirk Aalen?

Er entwarf in schlichten, klaren Worten seinen Plan.

Wohl hat einst Helfer Bauer in Zusammenarbeit mit anderen Sachkundigen uns 1854 eine Oberamtsbeschreibung geschenkt. Sie bildet heute noch eine recht brauchbare, weil sorgfältig gearbeitete Grundlage für alle heimatkundliche Arbeit. Bei dem Stand der heutigen Forschung und den Ansprüchen, die mit Recht an ein solches Werk gestellt werden, kann es sich nicht darum handeln, die alte Oberamtsbeschreibung wieder neu aufzulegen, sondern es gilt, ein Neues zu schaffen; es gilt, die einzelnen Wissenschaftsgebiete, von denen das Heimatbuch in lebendiger und volkstümlicher Sprache erzählen soll, aufs Neue zu durchforschen: Erd- und Naturgeschichte, Frühgeschichte, Krieg u. Frieden, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, Sitte, Sage und Brauch, Handel und Gewerbe und so fort.

Diese Arbeit kann nur auf dem Wege der Arbeitsteilung zustande gebracht werden.

Der Referent schloß seine Ausführungen, die als Anregung zu einer Aussprache gedacht waren, mit der Bitte um Mitarbeit. Die anschließende Besprechung zeigte, daß in der Tat der Wunsch nach einem Heimatbuch, das Heimatkunde und Heimatliebe pflegt, schon lange besteht und daß für eine Reihe der vorhin genannten Stoffgebiete Mitarbeiter von nah und fern bereitstehen.

Die Fragen, die diese erste, dankbar begrüßte Aussprache angeregt hatten, wurden auf einer späteren Tagung der pädagogischen Arbeitsgemeinschaft besprochen. Das Heimatbuch soll ein Haus- und Volksbuch werden. Bis zur Fertigstellung des Heimatbuchs werden noch manche Jahre dahingehen; um den dringenden Bedürfnissen der Schule gerecht zu werden, will die pädagogische Arbeitsgemeinschaft heimatkundliche Lesebogen herausgeben. Die ganze Arbeit am Heimatbuch und verwandten Bestrebungen wird in die Hände eines Ausschusses gelegt.

Von 1926 an liegt die Schriftleitung der heimatkundlichen Beilage der Kocherzeitung „Der Spion von Aalen“ in den Händen von Pfarrer Kammerer-Neubronn, gerade weil der „Spion“ mit seinen Beiträgen Bausteine liefern will für das kommende Heimatbuch. Es ergeht daher an alle Freunde unserer Sache in Stadt und Land die herzliche Bitte: Helft mit! Und wie einst Bauer sich bei seiner Arbeit der tatkräftigen Mithilfe und Mitarbeit von hoch und nieder hat erfreuen dürfen, so möge dem Schriftleiter des „Spion“ und Herausgeber des Heimatbuchs ein Stab heimatfroher Mitarbeiter zur Seite stehen, die — gleich guten Haushaltern — Altes und Neues aus ihrem Schatze hervorbringen.

H. Häußler.

An die Leser! Beiträge zur Heimatkunde unsres Bezirks (Geschichte und Sage, Sitte und Brauch, Wirtschaftsgeschichte u. s. w.), wollen inskünftig an den Schriftleiter des Spion, Herrn Pfarrer Kammerer in Neubronn, Post Hohenstadt, gesandt werden.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Hartsfelder Boten

Die Aalener Reformation 1575.

Münchberg hat 1925 das 400-Jahrfezt der Einführung der Reformation gefeiert. Aalen sieht erst auf 350 Jahre evangelischer Geschichte zurück. Aalen ist hindendrein gekommen. Die evangelisch gewordenen Reichsstädte im Schwabenland, wie Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Heilbronn, Hall sind ihm um 4 bis 5 Jahrzehnte vorangeeilt. Aalen ist die letzte deutsche Reichstadt überhaupt, die sich der Reformation anschloß. Warum Aalen so spät kam?

Es hatte einen mächtigen Nachbar, der ganz auf der päpstlichen Seite stand, den Fürstpropst von Ellwangen, dessen Gebiet das kleine Aalener Stadtgebiet im Norden, Osten und Süden mit den Dörfern Hofen, Walsersaltingen, Simmlingen, Unterkochen umschloß und der auf Aalener Markung ziemlich viel Grund und Boden besaß. Er hatte das Recht, die Pfarrstellen in Aalen (zu Beginn der Reformation waren es deren 4) zu besetzen, wobei dem Rat der Stadt ein Vorschlagsrecht zustand. Der Fürstpropst hatte in den Anfängen der Reformation seine harte Faust gezeigt. Den frommen und hochgelehrten Stiftsprediger Krefz und den mannhaften Stadtpfarrer Mundpach hatte er dem bischöflichen Gericht nach Dillingen liefern lassen; am 7. November jährt es sich zum 400. mal, daß die Häupter dieser beiden Vorkämpfer des Evangeliums unter dem Richtschwert des Prosopien Michelin zur Erde fielen. Mit Blutgerichten erstickte Heinrich, Pfalzgraf vom Rhein, der Herr von Ellwangen, die evangelischen Neigungen. 1526 standen auf dem Ellwanger Marktplatz 32 Mann, die der Propst hatte einfangen lassen, lauter evangelisch Gesinnte. An einem langen Strick hatte der Henker sie vorgeführt, so gefesselt, daß keiner dem andern die Hand reichen konnte. Der Propst selber gab den Befehl, die Köpfe abzu schlagen. 3 Mann sanken enthauptet nieder, den übrigen 29 wurde auf Bitten des entsehten Volkes das Leben geschenkt.

In Aalen war man freilich der alten Kirche keineswegs mehr geneigt. Die frühere Gebewilligkeit ging reizend rückwärts. Die Opfergelder und Seelenmessen, die früher eine namhafte Einnahme der Geistlichen gebildet hatten, schwanden dahin. Der 1525 neu eingesetzte Pfarrer Konrad

Delphinus, ein gebürtiger Stuttgarter, fand die Einkünfte der Pfarrei „gar ring, ja minder denn gar nichts“. Und sein Vorgesetzter bewilligte ihm mit Rücksicht auf die „schweren (Zeit)läufe“ eine Besoldungszulage, da das Eintommen zum Leben nicht ausgereicht hätte. 2 Meßtaplaneien, deren Inhaber vor allem zum Messelesen angestellt waren, wurden ganz aufgehoben. Den Geistlichen ging's wie dem Johanniskirchlein: die Alener hatten kein Geld mehr dafür übrig; so geriet es langsam in Zerfall. Eine ganz andere Luft wehte jetzt als bei den vorangehenden, zu Kirchenbauten geneigten, um des Seelenheils willen zu großen Opfern bereiten Geschlechtern. Etwas Wittenberger Luft ging auch durch das abgelegene Städtchen, wenngleich der Rat 1531 gegenüber dem Augsburger Bischof beteuerte, dank seinen Bemühungen sei es nicht „zu spitzfindigen Disputationen des Glaubens und der neuen Lehr halben“ gekommen. Schon 1529 war in der Stadt eine kaiserliche Kommission gewesen, die nach keizerischen Schriften fahndete. Der Rat hatte sogar eine deutliche Rundgebung zugunsten der evangelischen Predigt ergehen lassen. Der Bürgermeister hatte in Anwesenheit des evangelischen Amtmanns Janggenrieder dem Pfarrer Delphinus eröffnen lassen: „Pfarrherr, meine Herrn haben einhelliglich beschlossen und ist ihr ernstlich Meinung, ihr wollet das Wort Gottes predigen pur, lauter, rein, ohne jemand's Ansehen weder Bischof noch Pfaffen.“

Den Alenern fehlte in jener Zeit offenbar ein Führer, der den vorhandenen Widerspruch zusammenfaßt zur Stoßkraft und die Masse für ein hohes Ziel begeistert. Es hätte vielleicht einer dazu werden können: Konrad Delphinus, der 10 Jahre lang hier Pfarrer war und in evangelischem Sinn wirkte. 1531 wurde er von seinem Bischof zum Verhör nach Augsburg gefordert. Er fürchtete wohl mit Recht, man „möchte ihn in Karzerieren und mit Gefängnis strafen.“ Wie man mit Kezern umging, wußte man in der Alener Gegend. Der Mantelhofbauer war mit seinem Sohn vom Profoß Michelin nach Essingen geschleppt u. dort an die Dorflinde gehängt worden. Der Alener Rat zog zu seines Pfarrers Gunsten alle Register: Delphin sei ein leidender Mann, er könne schwerlich in eigener Person in Augsburg erscheinen; er habe mit „betrübttem Gemüt“ die Vorladung dem Rat mitgeteilt; in der Gemeind habe er ein stattlich Ansehen, (be) sonder Gunst und Willen; es sei ihm wohl von seinen Mißgönnern ein Spiel intrunken (eingetränkt) worden; in der Stadt würde ein Einschreiten gegen ihn „allerlei Zerrüttung und Unruhe hervorrufen.“ Der Bischof hatte mit seinem Verdacht nicht unrecht. Es handelte sich nicht bloß um „etlich geringe Ceremonien“, wie der Rat schrieb. Delphin enthüllte seine wahre Gesinnung in einem Bittgesuch an den Herzog Ulrich 1535, worin er „das heilsame Wort Gottes den allergrößten Schatz“ nennt. Der Ellenberger Pfarrer Michael Wiedemann, der sich 1535 nach Delphins Abgang um die erledigte Stelle bewarb, befürchtete wohl von seinem Standpunkt aus nicht ohne Grund, sein Vorgänger habe „azania (Unkraut) gesät, welches in viel Menschen hat eingewurzelt.“ Delphinus wurde in württembergische Dienste auf die Stadtpfarrei Balingen a. E. übernommen. Er ist vielleicht nicht ungern aus Alen abgegangen; denn er hatte sich von etlichen einen „Seizwurm“ schelten und 1533 vom Rat beim Propst verklagen lassen müssen. Der Wind der Volksgunst hatte offenbar umgeschlagen; bössartige Schwägereien untergraben das Vertrauen; wegen geringfügiger Dinge, z. B. dessetwegen, daß er in der Fastnacht kein Fastnachtstücklein verschenkte, schwärzte man ihn an. Mit ihm verloren die Evangelischgesinnten in Alen ihr Haupt.

In den wichtigen Jahren des Schmalkalbischen Krieges, des Interims und des Augsburger Religionsfriedens hatte ein römisch gesinntes Ratsskollegium die Führung, das versicherte, man habe in Alen „bisher der Religion der Väter unerschütterlich gehuldigt und die Kommunion unter einerlei Gestalt empfangen“, und erklärte, „sie wollen immer bei der katholischen Religion bleiben.“

In den Jahren nach dem Augsburger Religionsfrieden (1555) wuchs die Zahl der Evangelischgesinnten. Von Bopfingen aus half Pfarrer Georg Hummel zur Mehrung der evangelischen Bewegung. Auf dem Fürstentag von 1558 legten evangelische Fürsten für die evangelische Minderheit in Alen ein gutes Wort ein. 1563 meldete der neue, durchaus altgläubig gesinnte Pfarrer Wegelin, die Bürger stimmen vor und nach der Predigt deutsche Gesänge und Psalmen an und haben dem Organisten befohlen, solche Lieder vor dem Gottesdienst in der öffentlichen Gemeinde vorzusingen und vorzusagen; „ein höchst verderbliches Unterfangen“ nennt er das. Die römische Kirche hatte Grund, das evangelische Lied zu fürchten; das besaß eine unvergleichliche Werbekraft. Im folgenden Jahr berichtete Wegelin, der Schulmeister verlese auf Anordnung des Rats in der Schule den Katechismus und lege ihn auch in der Kirche offen dem gemeinen Mann aus. Der Fürstpropst suchte mit allerlei Mitteln die anwachsende Bewegung zu unterbinden. Er versuchte den Sinn für die alten Gnadenorte wieder zu wecken und stiftete 1560 Bauholz zur Erneuerung des baufälligen Johanniskirchleins. Er kam dem Verlangen nach Verwendung geistlicher Einkünfte für wohltätige Zwecke entgegen und gestattete, daß die Einkünfte der Kaplanei am Heiliggeistspital 20 Jahre lang für Arme in der Stadt verwendet werden durften. Er bestellte, als 1561 die Pfarrstelle erledigt war, einen unbescholtenen Geistlichen, über dessen persönliche Lebensführung die Alener nicht zu klagen hatten, wie das vor Beginn der Reformation in vielen deutschen Städten mit gutem Grund geschah. Er habe das Pfarramt „zu aller Zufriedenheit versehen“, heißt es von ihm im Besetzungsbericht. Für den in Alen lange vernachlässigten, in den evang. Städten und Ländern zu hoher Blüte gelangten Jugendunterricht bot der Propst 1564 dem Rat zwei Kapläne an. Die scheinbare Vergünstigung sollte aber zur Fesselung der Evangelischen dienen: Die beiden Kapläne hätten die Alener Jugend in durchaus römischem Geist erzogen und die Tätigkeit des evangelisch gesinnten Lehrers lahm gelegt. Die beiden Kapläne erschienen zwar in Alen, wurden aber feindselig empfangen: dem einen wurden Fenster eingeworfen. So verließen beide die Stadt alsbald.

Die Alener hatten gegen den Propst einiges auf dem Herzen. Wenn dieser auch jetzt bereit war, für die Wiedererneuerung des alten Kirchenwesens beträchtliche Geldsummen aufzuwenden, so hatte man es in Alen nicht vergessen, daß ein erheblicher Teil der aus Alen stammenden kirchlichen Einkünfte in die Kasse des Propstes geflossen und dort verschwunden war. Vor allem fand man, daß der Propst aus dem großen Zehnten den Pfarrer hätte ausreichend besolden können, statt die Besoldung einer lange unbesehten Kaplanei dazu zu verbräuchen. Warum geschah für das von den Vorfahren gestiftete Geld und Gut nicht mehr? Warum ließ der Propst zwei Kaplaneien einfach unbeseht? Warum verwendete er die Einnahmen der einen Kaplanei für den Unterkochener Pfarrer? Warum ließ er die Kaplaneihäuser verfallen und verkaufte 1567 das eine, um Geld für die Wiederherstellung des andern zu beschaffen? Aber weit schwerer als diese Beschwerden wog die eine große Klage, man höre in

Alen die Predigt des Evangeliums nicht. Die Evangelischgesinnten waren darauf angewiesen, in ihren Häusern Andacht zu halten und etwa im benachbarten Essingen eine evangelische Predigt zu hören. Sie hatten ein Recht, in einer Bittschrift es als Grund tiefen Schmerzes zu bezeichnen, daß man „in dieser Stadt den seligen und lebendigen Trost aus Gottes alleinseigmachendem Wort und heiligen Sakramenten nit habe,“ und von sich zu sagen, sie haben „langher zu dem lieben Gott geseufzt, gerufft und immerdar gehofft.“

Aber die kräftige evangelische Bewegung kam mehr als ein Jahrzehnt lang nicht zum siegreichen Durchbruch. Denn die nötige Einigkeit in der Bürgerschaft fehlte. Ein alter Alener, der das Heranreifen der evangelischen Sache erlebte, und wohl manche Enttäuschung durchmachte, mag an seinen Obstdenken gedacht haben, als er den Schaden, an dem die evangelische Sache in der Stadt krankte, mit den Worten bezeichnete: „es hat immerdar wurmförmig Obst gegeben.“ Der Rest der Römischgesinnten in der Stadt hemmte den Fortgang der Reformation.

Und doch war es hohe Zeit, daß man in Alen zu einem Entschluß kam. Die katholische Flut war im Steigen begriffen. Die römische Kirche hatte sich aus ihrer tiefen Schwäche aufgerafft. Ihre Pfarrer waren von einem anderen Geist erfüllt als die ein halbes Jahrhundert vorher. Der Geist der Weltentsagung und der sittlichen Strenge, aber auch des Fanatismus war eingetreten; er war von Spanien herübergekommen. Die Ordensleute fühlten sich als Kämpferschar des Papstes; vor allem der neue und rasch sich verbreitende Orden des Spaniers Ignatius von Loyola, der Jesuitenorden. Die geistlichen Fürsten und die katholischen Landesherren, die es ein halbes Jahrhundert lang nicht hatten hindern können, daß auch in ihren Landen das Evangelium viele Anhänger gewonnen, führten mit starkem Druck ihre Untertanen wieder der katholischen Kirche zu. Das mußten die Evangelischen in Ellwangen erfahren. 1568 kam der Jesuit Canisius, der erste Vorkämpfer dieses Ordens in Deutschland, der im vorletzten Jahr vom Papst heilig gesprochen wurde, mit dem Propst, Otto Truchseß von Augsburg, der zugleich Augsburger Bischof war, nach Ellwangen. Ende März wurden 37 Männer und 15 Frauen aus dem Ellwangischen zum Verhör geladen und ihnen die Wahl gelassen zwischen der katholischen Kirche und der Auswanderung. Ueber die Festgebliebenen wurde die Landesverweisung ausgesprochen. Die Ausgewiesenen mußten um ein Spottgeld ihren Haus- und Grundbesitz veräußern und durften froh sein, wenn sie rasch in einem evangelischen Land eine Heimat fanden und von vorne an anfangen konnten mit der Gründung einer Existenz. Troh dem Herzog Christoph von Württemberg bei Propst Otto seine Fürsprache für die Evangelischen einlegte, erfolgte 1570 eine zweite noch umfassendere Landesverweisung. Die Schwankenden wurden vom Jesuitenorden bearbeitet; die sogenannten „Missionen“, die damals gehalten wurden, zogen den großen Haufen ins Lager des erneuerten, jesuitisch-bigotten Katholizismus. Als Propst Otto 1573 starb, war Ellwangen, Stadt und Land, wieder katholisch gemacht. Der neue Herr, Propst Christof, ging in den Bahnen seines Vorgängers; er fand den besten Rückhalt am neuen Augsburger Bischof, Egloff, der Ottos Nachfolger in der Bischofswürde geworden war. Die Alener sahen es an ihrer Nachbarschaft, was in den kommenden Zeiten von römischer Seite zu erwarten stand, und wenn sie im deutschen Reich weiter herum kamen, nach Bayern oder ins Baische, an den Rhein oder

ins Gebiet von Fulda, so sahen sie das Herandrängen einer mächtigen katholischen Flutwelle, die in der Geschichte den Namen der Gegenreformation trägt.

In letzter Stunde noch fanden sich in Alen die Männer, die der Stadt zur Reformation halfen: Der Bürgermeister Andreas Bader und der Ratschreiber Johann Preu. Bader stammte aus einer Alener Familie; 1575 führte er das Bürgermeisteramt, das öfter wechselte und das immer 2 Männern gleichzeitig anvertraut war; der zweite Bürgermeister, Kaspar Ros, trat in der Reformationsache hinter Bader völlig zurück. Johann Preu war kein Alener Kind; er wäre der beste Mann für den Bürgermeisterposten gewesen, aber dafür kamen nur geborene Alener in Betracht. Die Schreibung seines Namens macht es wahrscheinlich, daß er aus dem bayerischen Stammesgebiet kommt, wie die beiden, 1558 vertriebenen und in Württemberg aufgenommenen Pfarrer Preu, Ursacius, der Volheimer Pfarrer, und David, der 1559 den ehrenvollen Auftrag bekam, Leutkirch zu reformieren und ihn mit bestem Erfolg ausführte. Johann Preu hat sich eine Zeit lang in Ingolstadt aufgehalten; vielleicht um dort zu studieren. Jedenfalls hat er die Kenntnisse in Rechtsfragen mitgebracht, die für die Verwaltung einer kleinen bauerlichen Reichstadt nötig waren. Bei dem häufigen Wechsel im Bürgermeisteramt mußte es der Ratschreiber sein, der die Erfahrungen in der Verwaltung der Stadt weiter verwahrte und nutzbar machte. Preu vereinigte eine nach vorwärts treibende Tatkraft mit einer Klugheit, die das rechte Maß findet. Es galt, das Schifflein der Alener Gemeinde zwischen mancherlei Klippen durchzusteuern. Dazu war der rechte Steuermann mit klarem Blick, unerschrockenem Mut und fester Entschlossenheit der Ratschreiber Joh. Preu. Er ist die treibende Kraft in der Alener Reformationsgeschichte. Darum ist er mit gutem Recht unter den Männern verewigt, denen Alen seinen evangelischen Glauben verdankt. In unserer Sakristei haben in den farbigen Fenstern vier Männer ihren Platz gefunden; Martin Luther, dann Johannes Brenz, dem das Württemberger Land viel verdankt, Jakob Andrea, der als erster evangelischer Prediger auf der Alener Kanzel stand und Johann Preu.

Bader und Preu leisteten zunächst eine Vorarbeit in der Stille. Sie zogen Auskünfte ein, ob Alen es beim bestehenden Reichsrecht wagen konnte, vom Propst die Ernennung eines evangelischen Pfarrers zu fordern. Wenn auch Anfang 1575 eine evangelische Mehrheit in der Alener Bürgerschaft vorhanden war, so hing doch alles davon ab, ob man vom Propst mit einwandfreiem Recht einen Prediger des Evangeliums verlangen konnte. Uns heute erscheint die Entscheidung in Glaubensfragen in allererster Linie als eine Sache des Herzens und des Gewissens. Sie war damals in bedauerlich weitem Maß eine Rechtsfrage und zugleich eine Machtfrage. Hatte Alen die Macht, sein Begehren gegenüber dem mächtigen Ellwanger Propst durchzusetzen? Fand es Bundesgenossen, deren Macht der Propst zu fürchten hatte? Diese beiden Fragen versuchte Preu gemeinsam mit Bader zu klären, als er mit diesem im Februar 1575 nach Augsburg reiste. Die Reise fiel nicht auf, weil eine andere, mit der Reformation nicht zusammenhängende Rechtsache zu regeln war. Die beiden konnten bei der Besprechung mit dem Rechtsberater der Stadt Augsburg, Dr. Tradel, auch die Reformationsfrage mit einfließen lassen. Dr. Tradel gab günstige Auskunft: zwar könne Alen dem Propst die Zukunfts der Pfründen nicht entziehen, aber der Rat könne den evangelischen Glauben einführen u. dann „dem Stift Ellwangen trugen“.

daß es einem evangelischen Pfarrer die Besoldung reiche. Der Augsburger Bischof ist wohl ohne Ahnung geblieben, daß so nahe bei seinem Palast im Augsburger Rathause, wo man gut evangelisch gesinnt war, Beratungen über Alens Reformation gepflegt wurden. Eine zweite Reise ähnlicher Art unternahmen Bader und Preu drei Wochen später zum Ulmer Städtetag. Die Beratung der gemeinsamen Fragen der oberdeutschen Städte gaben geschickten Anlaß, wegen der Glaubensänderung einen Fühler auszustrecken. Eine Anzahl von Herren fand sich zu einer nichtöffentlichen Besprechung zusammen. Es war ein wichtiger Gang, als die beiden Alener Herren der „Krone“ zu Ulm zuschritten und nach der Stube des Herrn Rauschnabel fragten. Etlche Ulmer Herren waren da: ein Nachbar aus Nördlingen, der Rechtsberater der Stadt, Dr. Röthinger hatte sich eingefunden; Straßburg war durch seinen Altammeister Schittenhelm und einen Syndikus (Rechtsberater) vertreten. Nicht bloß guter Rat wurde den Alenern erteilt; es wurde ihnen auch Unterstützung für ihr Vorhaben zugesagt. Der Nördlinger Syndikus versprach, die Alener Reformation fördern zu wollen. Wertvoll war, was der Eßlinger Syndikus wußte: daß die Stadt Kempten in gleicher Lage wie Alen gewesen war und es durchgesetzt hatte, daß evangelische Prediger angestellt wurden. Von einem ähnlichen Fall sagte auch der Giengener Ammann. Die stärkste Hoffnung aber war der württembergische Herzog Ludwig, der die Tradition seines Vaters, Herzog Christofs, aufrecht erhielt und gerne bedrängten Evangelischen zur Seite stand. Auf ihn, der als Schirmherr des Stifts Ellwangen ein gewichtiges Wort sagen durfte, machten die Städtegesandten die Alener Herren noch besonders aufmerksam.

Bald nach der Heimkehr hielt Bader eine Sitzung über die Reformationssache ab. Dr. Röthinger hatte sein Versprechen gehalten und war nach Alen gekommen. In seiner Gegenwart erklärten alle Mitglieder des Rats (die „Ratsverwandten“), sie wollen beim evangelischen Glauben „ewiglich verharren und bleiben.“ Auch in der Bürgerschaft reate sich's. Am Tage nach Röthingers Ankunft erschienen drei Bürger bei Preu mit der Bitte, er möchte ihnen und einer größeren Zahl von Evangelischgesinnten eine Bittschrift an den Rat aufsetzen. In der Kunst des Schreibens waren die wenigsten bewandert; und vollends ein Schriftstück im Kanzleistil jener Tage, einem gewundenen, schwerfälligen, langatmigen und manchmal schwerverständlichen Ding, aufzusetzen, erforderte besondere Uebung. Preu muß als der Vertrauensmann der Evangelischen gegolten haben, daß man ihn um Abfassung der Bittschrift bat. Aber er war klug genug, die Bittsteller an einen andern zu verweisen. Wenn er die Bittschrift verfaßte, so konnte sie von den Gegnern als eine vom Bürgermeister oder von „Ratsverwandten“ bestellte Arbeit hingestellt werden. Es mußte ganz klar sein, daß eine vom Rat unabhängige Gruppe in der Bürgerschaft auf die Reformation drängte. Dann konnte das Schriftstück gegenüber dem Propst und dem Bischof verwertet werden. Preu riet den drei Bürgern, sich an Pfarrer Hummel in Kirchheim (a. Nies) zu wenden; der ja schon von Bopfingen aus der Alener Evangelischen sich angenommen hatte. Sehr rasch kam von dort Antwort und die Bittschrift. Pfarrer Hummel versicherte in seinem Brief: „für meine Person will ich raten und helfen, was ich dazu tun kann“; er verheißt den Alenern, er wolle fürbittend ihrer gedenken, „mit seinem Vaterunser“ (wie er schreibt) „ihnen zu Hilf kommen“. In der Bittschrift hat er das Herzensanliegen der evangelischen Bürger in die Worte gekleidet: „Wir

bitten, die Obrigkeit wolle unserem Gott im Himmel und seinem lieben Sohn, unserem Herrn Jesus Christus, die Tore aufthun und den König der Herrlichkeit in ihr(er) Kirch mit seinem hl. Wort und Evangelium das Regiment einnehmen lassen, auf daß auch diese klein und arme Stadt vor Gott in göttlichen und heiligen Sachen groß und reich und aus den dicken Finsternissen der abgöttischen und Menschenlehren ans Licht göttlichen Wortes und die Wahrheit gebracht werde.“ Die Bittschrift wurde mit 42 Unterschriften versehen dem Rat übergeben. Es finden sich eine Reihe von heute noch weiterlebenden Namen dabei: König, Bruder, Arnold, Kraus, Beringer, Fuchs, Maurer; besonders oft tritt der Name Glaser auf (5mal); es scheint, daß der junge Magister Glaser, der in Jena Theologie studiert hatte, in seiner Verwandtschaft eifrig warb. Vom Ries herüber kam in jenen Tagen noch ein Brief, der der evangelischen Sache dienen sollte. Der mit Röthinger befreundete Nördlinger Pfarrer Regner schrieb an Preu, um ihn zu ermutigen, daß er „in der Sache christlich und mannlich fortjahre.“ Ihm schien es ein besonders bitteres Unrecht, „jämmerlich und seelenmörderisch“, wie „in diesen österlichen Zeiten mit euch lieben Christen gehandelt wird, daß ihr beraubt seid und werdt des höchsten Schazes, des teuren und werten Bluts Jesu Christi“; er dachte an die katholische Kommunionordnung, die den Laien den Genuß des Kelches entzieht. Es will einem beim Lesen der beiden Pfarrersbriefe aus dem Ries erscheinen, als seien die beiden Pfarrer beisammengewesen und haben miteinander darüber geredet. Man sah im Ries mit Hoffen und Sorgen nach Alen, ob das begonnene Werk gelingen werde.

Anlaß zu Sorgen und Vorsicht hatte man auf der evangelischen Seite genug. Kaum drei Wochen waren über der Heimkehr aus Ulm und kaum 2 Wochen über der Bittschrift der 42 Evangelischen vergangen, da ritten schon zwei Abgesandte des Augsburger Bischofs in Alen ein und begeherten den Rat zu sprechen, um ein bischöfliches Schreiben vorzulegen. In Augsburg hatte man von den Plänen des Rats und von den Bestrebungen in der Bürgerschaft bereits Wind bekommen. Die Hörcher saßen in der Stadt selber; sie trugen rasch die Botschaft übers Hartstfeld nach Dillingen, wo der Bischof eines seiner Schlösser hatte und im März 1575 sich aufhielt. Das Schreiben führte die beiden Abgesandten beim Rat als förmlich Beauftragte ein, den Herrn Wolf von Landenberg, mit all seinen Titeln, „von der Breitenlandenberg zu Thebing, Pfleger zu Bebingen“, und den Johann Huber, lateinischen Sekretarius. Das Schreiben horte sich nicht übel an; es redet von einem „wohlmeinenden Schiden und Werben“ des Bischofs, von gutem Zutrauen des Herrn zu den Alenern, daß sie „sich willfährig und geneigt erweisen“ und als die Gutherzigen selber gutwillig und geneigt sein werden.“ Und den biedereren und dabei umständlichen Ton, der in zahlreichen amtlichen Schreiben jener Zeit angeschlagen wird, hat der Schreiber dieses Briefes nicht übel getroffen. Die Pille, welche die Alener schlucken sollten, kam hinterher. Huber richtete den eigentlichen Auftrag des Bischofs mündlich aus: Der Bischof habe erfahren, daß der Rat von der alten wahren Kirche abtreten und die verführerische lutherische Lehre einführen wolle; er verwarne den Rat „treu und gutherzig“; er, als der rechtmäßige Herr der Alener Kirche (Alen gehörte zum Sprengel Augsburg), könne den Uebertritt nicht gestatten. Eine Drohung schloß die Mahnung ab: Die Alener haben zu besorgen, daß sie „durch einen gewaltigen Potentaten überzogen würden“ d. h. daß ein mächtiger Fürst mit Waffengewalt gegen sie einschreite. Der gewaltige Vollstrecker des bischöflichen Willens war nicht ge-

nannt; war der Kaiser gemeint oder der Bayernherzog? Der Bischof liebte es, die Aalener mit einer halb geheimnisvollen Drohung zu schrecken.

Der Aalener Rat beriet sofort über die Botschaft, natürlich in Abwesenheit der Gesandten. Es war ein störender Schachzug der Gegenseite, daß sie schon jetzt einen Einblick in die Pläne des Rats haben wollte. Es lag viel daran, daß der Rat den Propst und den Bischof vor eine fertige Tatsache stellte. Pfarrer Hummel hatte recht gehabt, wenn er warnte: „Haltet die Sache in der Stille, es wird dem Teufel gar weh tun.“ Man war in Aalen mit den Vorbereitungen noch nicht so weit, daß man den Vormarsch zum Kampf um die Glaubensfreiheit antreten konnte. So einigte sich der Rat dahin, dem Bischof eine ausweichende Antwort zu geben. Vielleicht war es Preus Klugheit, die diesen Ausweg erriet. Preu hatte den beiden Abgesandten, die wieder in die Ratsstube gerufen worden waren, mitzuteilen, der Rat sei nicht vollzählig (nicht „sammelhaft“, wie es in der alten Urkunde heißt); wenn er „einhellig“ beieinander sei, so werde er zu gegebener Zeit Antwort geben. Die Antwort ist, soviel wir wissen, nicht erteilt worden.

Aber damit ließen sich die zwei Gesandten noch nicht abfertigen. Sie empfahlen einen Priester, den sie mitgebracht hatten, zur Beihilfe für den Ortspfarrer; es gebe in der Osterzeit viel zu tun mit Beichtgehören. Der Priester Klaus Lang war in der Gegend nicht unbekannt; in Aalen wie im Ries wußte man von ihm. Er muß wohl ein guter Redner und geschickter Beichtiger gewesen sein. Der Gedanke war nicht übel erdacht, durch diesen Mann eine katholische Gegenbewegung anzufachen. Und Preu wußte, warum er für das Anerbieten dankte: die Aalener hätten an ihrem Pfarrherrn genug. Aber die zwei ließen noch nicht locker: man solle dem Priester wenigstens gestatten, am nächsten Tag Messe zu lesen und „dem gemeinen Volk eine Predig zu tun.“ Preu lehnte rasch, ohne die Rats Herrn zu fragen, ab: morgen komme niemand in die Kirche, schon am Sonntag gehen nicht viele darein. Da fuhr der Herr v. Landenberg dazwischen: Morgen ist Feiertag Maria Verkündigung; warum sollte man nicht drein gehen? Nun kam heraus, daß Preu von dem Feiertag nichts wußte und am letzten Sonntag nicht in der Kirche gewesen war, als es verkündigt wurde. Die Gesandten mochten merken, wie der Wind weht. Sie versuchten ein Letztes und boten den Herrn vom Rat römische Katechismen, „abgöttische Büchlein“ (wie der alte Bericht sagt) als Geschenk an. Diese wurden „unterm Schein mit untertänigem Dank angenommen.“

Fortsetzung in nächster Nummer.

Aufruf. Zur Zeit beschäftigt sich Herr cand. phil. Gustav M. Pazaurek in Stuttgart (Landesgewerbemuseum) mit einer zusammenfassenden Arbeit über das ehemals fürstbischöflich-ellwangsche Eisenwerk in **Wasseraalengen** (1671–1801). Es käme seiner Arbeit sehr zu statten, wenn er auf noch erhaltene gußeiserne Ofen, auch Platten aus dieser Zeit aufmerksam gemacht würde. Sollte der eine oder andere Ofen schon photographiert sein, so ist er für Uebersendung eines Abzuges sehr dankbar. Mitteilungen und Hinweise werden unmittelbar an Herrn Pazaurek erbeten.

Die Schriftleitung.

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Hohenstadt.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Die Aalener Reformation 1575.

Nach einem Vortrag von Stadtpfarrer Zeller-Aalen.

Der Rat fand es für gut, die Anwesenheit der zwei Gesandten nicht mit einem Miston ausklingen zu lassen. Er lud die beiden zum Ehrentunk. Preu hatte den Auftrag, sie in der Krone mit Wein zu bewirten. Sie nahmen's mit Dank an. Und im Wirtshaus entwickelte sich eine immer lebhafter werdende Unterhaltung. Herr von Landenberg versuchte, den Ratschreiber mit einem Röder auf die katholische Seite zu locken. Er lud seinerseits Preu zum Mittagessen im Gasthof ein und versicherte ihn, der Bischof erinnere sich seiner von Ingolstadt noch sehr wohl, und gab ihm zu verstehen, daß des Bischofs Gunst für Preu noch etwas bedeuten könnte. Er bot ihm ein besonderes Büchlein mit dem Ansinnen, es durchzulesen und daraus „seine Herren“, die Ratsmitglieder, zu belehren. „Büchlein helfen zur Reherbeteuerung“, steht in den Akten der Gegenreformation in Aalen 1628. Ähnlich mochte Bischof Egloff und Junker Landenberg denken. Preu verharrte zunächst in seiner Zurückhaltung. Nun schlugen die 2 Augsburger eine andere Tonart an. Sie schimpften auf Luther und andere evangelische Führer. Auch Sekretär Huber, der Vorsichtiger unter den zwei, beteiligte sich bei der Schimpferei. Grobheit galt damals in Deutschland nicht als unfein oder unrecht. Auch Adelige und Gelehrte schlugen gelegentlich einen herzhafte groben Ton an. Die Schimpferei mündete aber ins Schmutzige aus. Der Herr von Landenberg entblödete sich nicht, Luther nachzusagen, er stamme vom Teufel ab, und das alberne und unsaubere Märlein aufzutischen. Luther habe als Neugeborener seine erste Notdurft in den Weihwassertessel verrichtet. Auch andern evangelischen Predigern sagte er ein lasterhaftes Leben nach. Es war ein Zeichen für den traurigen Tiefstand der damaligen katholischen Kampfesweise, daß solche Geschichtlein geglaubt und weiter erzählt wurden, und das auch von Herren, die vornehme Lebensart gepachtet zu haben vermeinten. Die glatte Verleumdung, das Märlein der schmutzigen Geistes der Hörer gehörte zu den Waffen, mit denen damals die Glaubenskämpfe ausgefochten wurden. Preu ließ diese unflätige Schimpferei

* Die Angabe des Verfassers ist in der letzten Nummer zu ergänzen.

nicht unerwidert durchgehen; das ging ihm doch wider das Gewissen. Er warf plötzlich ein: „man schiebe Luther und andern guten Herren, die das wahre Evangelium lehren und lieb haben, Sachen zu, die nicht halb wahr seien“. Das genügte, um den Herrn v. Landenberg zu heftigem Zorn zu reizen; der Wein mag seine Wirkung getan haben. Der Junker, fuhr auf und schrie Preu an. Huber, der Vorsichtige, suchte sich ins Mittel zu legen; er fürchtete mit Recht, daß der Junterzorn ihnen beiden das Spiel verdarb; „Junker der v. Landenberg, wir haben das alles an Stadtschreibern gebracht“ — rief er dazwischen (d. h.: 's ist der Stadtschreiber, den ihr da schimpfet). Aber der Junker war schon im „Murren und Pochen“ drin; am liebsten hätte er zur Waffe gegriffen. „Aus solcher Gastladung wäre nahest (beinahe) ein Rauffets erfolgt“, steht im alten Bericht. Wenn auch der Fall noch vor der Abreise der Gesandten geschlichtet wurde, so hatte doch des Junkers Grobheit auf beiden Seiten die Karten ziemlich aufgedeckt. Man hatte beiderseits, so gut man's fertig brachte, die Karten verdeckt gehalten. Auch die evangelischen Alalener hatten's mit dem Schauspielen probiert. Nach der hitzigen Wirtshausgeschichte wußten aber beide Teile, woran sie mit der Gegenseite waren.

Nicht lange nachher, (Ostern war vorüber) schickte auch der Ellwanger Propst einen Herrn mit adeligem Namen ins Städtlein; der Herr Boppelis vom Stein wird einer aus dem rekatholisierten bayerischen Adel gewesen sein. Er wußte seinem Herrn zu berichten, in der Stadt treiben „etliche Sekten“ ihr Wesen.

Die Alalener durften sich wohl beeilen, nachdem man in Ellwangen und Augsburg auf die Pläne des Rats aufmerksam geworden war. Bader und Preu reisten denn auch am 2. Montag nach Ostern an den herzoglichen Hof und erbaten Rechtsberatung und Unterstützung ihres Vorhabens. Das Antwortschreiben, das sie vom Herzog Ludwig dem Rat zu überbringen hatten, versprach „alle gnädige und nachbarliche Beförderung in dem Werk“ und stellte ein Rechtsgutachten in Aussicht. Dieses lief auch 3 Wochen später in Alalen ein. Die ganze Rechtslage ist darin sorgfältig durchgesprochen. Lassen wir die Einzelheiten des Gutachtens bei seite! Das Ergebnis im ganzen ist das: Alalen hat zur Veneration „Tug und Macht“. Weder der Propst noch der Kaiser kann Einsprache erheben. Der Rat muß auf seine Forderung „beharrlich und gebühlich (d. h. ohne Schroffheit) dringen“; er soll sich zu der in Ellwangen abzugebenden Erklärung einen Rechtsgelehrten mitnehmen, der den Propst widerlegen kann, falls dieser „den Vertrag weitläufig disputieren wollte“, und den Propst um Befehung der Pfarrstelle mit „tauglichen Ministern (Pfarrern) der Augsbургischen Konfession“ bitten und ihm nahelegen, „solches nicht in die Harr aufziehen (d. h. in die Länge ziehen) zu wollen“. Um eine Verzögerung zu verhindern, soll als Termin für die Einführung der Reformation der Feiertag Peter und Paul bezeichnet werden. Daß der Rat auf träftige Unterstützung von württembergischer Seite rechnen durfte, sagte der Sak: „wenn euch sonst etwas Beschwierliches begegnen sollte, wollt ihr uns mit notdurftigem (d. h. kurzem) Bericht verständigen“.

Als aber die Alalener nach einem Rechtsgelehrten für den Gang nach Ellwangen suchten, zeigte sich, daß die guten Freunde in kritischer Zeit rar werden. Preu bekam in der Woche vor Pfingsten in Nördlingen den Bescheid, die Stadt brauche ihren Dr. Röthinger selber. Der wahre Grund für die Absage steckte in der Bemerkung, der Propst sei ihr Nach-

bar; mit ihm wolle man sich nicht überwerfen. In Ulm wurde Preu in der Woche nach Pfingsten ebenso abschlägig beschieden. Herr Schillenbock hatte 3 Monate vorher die Alalener mitberaten. Aber nun konnte er auf einmal nimmer. Der Ulmer Rat versicherte, er würde der Bitte der Alalener gerne willfahren, aber Herr Schillenbock sei „mit Schwachheit beladen“ und „auf morgen in ein Bad zu ziehen wegfertig“. Ob diese Baderreise ihren wirklichen Grund hatte oder nur als Vorwand diente, läßt sich mit Sicherheit nicht ausmachen. Aber es wäre nicht verwunderlich, wenn Ulm einen Wink bekommen hätte, ähnlich wie die Nördlinger. Es hatte einen mächtigen Nachbarn an dem streng katholischen Bayern. In der Kunst, verborgene Fäden zu ziehen, war die römische Politik von jeher groß. Diese unterirdische Verbindungen liefen von einem katholischen Fürstenhof zum andern, von Ellwangen nach Augsburg und auch nach München.

Preu ließ sich durch die zweite Absage nicht irre machen. Er reiste sofort nach Eßlingen weiter, um Dr. Kröttlin, den Eßlinger Rechtsberater, zu gewinnen. Eßlingen hatte keine katholischen Nachbarn zu fürchten. Aber Kröttlin war auf einer dienstlichen Reise. Das Versprechen der Eßlinger, in 3 Wochen den Juristen nach Alalen zu schicken, genügte bei der Eile der Zeit nicht. In Alalen hatte es mehrfach um des Glaubens willen Handel und Schlägereien gegeben. Die Parteigänger des Propsts suchten mit Gewalt und Drohungen den Plan des Rats zu durchkreuzen. Auf eigene Verantwortung ging Preu ins benachbarte Stuttgart und bat um einen Rechtsbeistand. In dem Antrag, den er schriftlich zu stellen hatte, wies er auf die Dringlichkeit der Sache hin. „Es will sich nicht in die Länge aufziehen lassen, ohne daß sich zwischen der Bürgerschaft zu Alalen täglich Zwietracht und Schlaghandlungen zutragen will“. Herzog Ludwig entsandte daraufhin Kammerrat Schüz, der am vorletzten Tag des Mai mit Preu zusammen in Alalen ankam.

Der 31. Mai ist einer der bedeutsamen Tage in der Alalener Reformationsgeschichte. Da reiste die Abordnung nach Ellwangen, die dem Propst das Vorhaben des Rats mitzuteilen hatte. Mit dem württembergischen Kammerrat ging der Bürgermeister und der Ratschreiber; ein Ratsmitgliede, Hans Sixt, war ihnen beigelegt. Sie kamen Mittags an und warteten in einem Gasthof bis 3 Uhr, um zu gelegener Zeit sich beim Propst melden zu lassen. Sie mußten sich aber bescheiden lassen: Der Propst befand sich in der Ruhe; sie möchten sich auf 4 Uhr „gen Hof versügen“. Brauchte der hochwürdige Herr wirklich einen so ausgedehnten Mittagsschlaf? Oder wollte man den Alalener gleich bedeuten, daß sie sich fein hübsch zu gedulden haben, bis seine Gnaden eine Antwort zu geben geruhen? Die 4 Abgesandten standen nach einer Stunde wieder da. Der Empfang war höflich. Der Propst hörte den Beschluß des Rats, Alalen zu reformieren, und das Verlangen nach einem evangelischen Pfarrer an. Nach kurzer Beratung zwischen Propst und Kanzler gab der ellwangische Kanzler Krenz die Antwort. Er zog es in Zweifel, daß die Bürgerschaft in den Glaubensdingen völlig einig sei, und verlangte, daß neben dem evangelischen Glaubensbekenntnis das römische weiterbestehen dürfe, wie es im Augsburger Religionsfrieden vorgesehen und wie es tatsächlich in Dinkelsbühl der Fall war. Er behandelte es als selbstverständlich, daß der bisherige Pfarrer in seinem Amte bleibe, und sprach die Erwartung aus, daß die evangelischen Alalener „zu keiner Un-

nachbarschaft und Weiterung Anlaß geben". Er wollte im Namen des Propstes allenfalls zugestehen, daß man dem evangelischen Pfarrer „ein Sondertisch, aber nit die Pfarrkirche einräume“ und ihn „aus dem Stadtsäckel besolde“; versagte aber in dessen Auftrag einem evangelischen Pfarrer von vornherein jedes Einkommen aus Mitteln, über die der Propst verfügte. Die Antwort war klug berechnet. Sie wollte retten, was für die römische Kirche zu retten war, und wenigstens einen Teil der Bürgerschaft bei ihr festhalten, in der Hoffnung, daß später dem katholischen Teil das Uebergewicht verschafft werden konnte. Und sie machte bereits den Versuch, die Angelegenheit auf die lange Bank zu schieben. Der Kanzler bemerkte zum Schluß, die Sache müsse er an den Bischof von Augsburg bringen; der habe die endgültige Entscheidung. Darauf hätte Alen lange warten können.

Der Propst fühlte sich gedrungen, ein persönliches Wort an die Alener Herren zu richten, und begründete sein Recht zu einer Ermahnung damit, daß er eigentlich Pfarrer der Stadt sei. Er rühmte die „alte katholische Religion, die nunmehr 1500 Jahr lang hergebracht“ sei und sprach von oben herab von dem „neuen Evangelium, wie man es nennet“. Einen besonderen Trumpf glaubte er damit auszuspielen, daß er von „diesen letzten Zeiten“ sprach, „da man gewißlich nichts anderes, denn das Ende zu erwarten hat“. Den Evangelischen jener Zeit war das im 17. Jahrhundert und später vielgebraucht Abendgebet aus der Seele gesprochen:

„In dieser letzten bösen Zeit
gib uns des Glaubens B'ständigkeit“.

Trotzdem beharrten die 4 Abgesandten nach einer kurzen, in einem andern Raum gehaltenen Beratung, bei der sie freilich sich belauscht glaubten („wir haben uns, soviel die Gelegenheit an dergleichen Orten gedulden wolle, mit einander unterredet“ — schreibt Preu), entsprechend dem Auftrag, der ihnen geworden war, dabei, der Rat sei entschlossen, die Augsburgerische Konfession einzuführen, und sprachen die Erwartung aus, der Propst werde „keine Hinderung und Eintrag tun“ und ihnen bis Peter und Paul „gnädige und willfährige Antwort geben“.

Die Verhandlung war ohne stürmische Auseinandersetzung vor sich gegangen. Den Alenern hatte der Herzog angeraten, „gebührlisch“ zu verfahren; so hatte der Rat seinen Abgesandten die Weisung gegeben, „mit gutem Glimpfen“ sich auf das Recht des Reichs zu berufen. Und der Propst wußte, daß eine schroffe Szene, die er den Abgesandten machte, bei der Alener Bürgerschaft nur Öl ins Feuer goß. Aber trotz der höflichen Redewendungen, die auch noch sehr weitschweifig waren, wie es dem Stil der Zeit entsprach, war der geistliche Herr und sein Ratgeber auf zähe Verteidigung der katholischen Rechte bedacht.

Die Woche der Verhandlungen in Ellwangen ging zu Ende. Da merkte man in Alen, daß die Römischgesinnten in der Wahl der Mittel nicht wählerisch waren. In der Nacht vom Samstag zum Sonntag (4./5. Juni) gabs groben nächtlichen Unfug und schwere Sachbeschädigung. In den Gärten außerhalb der Stadt hatten Bader und Preu ihren „Koten“ (es waren wohl Stadel zum Aufbewahren von Früchten). In der Frühe des Sonntags fand sich's, daß die Ziegeldächer zur Hälfte eingeschlagen waren. Dem Kaspar Beringer waren seine Bienenkörbe aus dem Stand genommen und ins Gras geworfen, dem Melchior Gentner in seinem Baumgarten einige junge Bäumlein verstümmelt und einem ebenfalls

evangelisch gesinnten Bürger namens Ziegler die Fensterscheiben eingeworfen worden. Das ging weit über die dem Kaplan eingeworfenen Scheiben. In der Bürgerschaft war Empörung über das Vubenstück, das der evangelischen Sache Schaden zufügen sollte. Offenbar sind die Schuldigen nicht ermittelt worden; die Reformationsurkunden hätten es wohl nicht unvermerkt gelassen. Man hatte allen Grund zu der Vermutung, daß es Leute aus der Stadt selber waren; der Rat machte in der Versammlung am übernächsten Tag aus dieser Vermutung keinen Hehl und drohte dem oder denen, die sich „so gröblich vergriffen“, er werde sie „nicht an Geld, sondern am Leib strafen,“ (d. h. sie körperlich züchtigen lassen), und alle Freunde werden dann nichts helfen. Er war erbozt über „die verleumbten Leker“, über die „Böfewichter“ und wünschte, daß „der Hentzer solchen bösen Vuben der Zeit (seinerzeit) Lohn darum gebe.“ Ob das Vubenstücklein eine von auswärts bestellte Arbeit war, ist im Dunkel geblieben. Jedenfalls konnte es recht wohl der Ausgangspunkt ernster Verwicklungen für die Stadt werden. Mit Hilfe von Streitereien ist ein Menschenalter später die evangelische Reichsstadt Donauwörth um ihr Stadtrecht und ihren evangelischen Glauben gebracht worden. Streitereien gaben Anlaß zur Einmischung des Kaisers und katholischer Fürsten und boten einen ausgezeichneten Vorwand, die wohlverworbenen Rechte der katholischen Partei als bedroht hinzustellen.

Ueber der Alener Reformation hing einer dunklen Wolke gleich drohende Gefahr. Die einen lassen sich durch die heraufsteigende Gefahr hemmen und lähmen, andere treiben nun erst recht vorwärts, um vor dem Ausbruch des Gewitters die Ernte in der Scheuer zu bergen. Alen hatte einen Mann von der tapfer zugreifenden Art in seiner Mitte: Johann Preu. Wir kennen zwar die Beratung nicht, die der Rat nach dem nächtlichen Unfug abhielt. Wir wissen nur das Ergebnis: der Rat machte der unklaren Lage in der Bürgerschaft ein Ende und forderte vom einzelnen Bürger eine Erklärung. Der Rat wagte damit etwas Ernstliches. Mißlang dieser Schritt, dann war das ganze Vorhaben gescheitert; und der unermessliche Rückschlag traf den Rat, in erster Linie den Bürgermeister und den Ratschreiber. Es war damit zu rechnen, daß die Bedenklichen, die es überall gibt, für ein rasches Vorgehen nicht zu haben waren. Da wollte es wirklich etwas bedeuten, daß alle 11 Ratsmitglieder eine einmütige Erklärung der Bürgerschaft vorlegten. Die Seele dieses tapferen Vorgehens war derjenige, der die Erklärung vor versammelter Bürgerschaft verlas: Ratschreiber Preu. Der Rat hat keine Zeit versäumt. Schon am Montag nach jener Samstagnacht waren die Bürger ins Kornhaus entboten. Preu gab den Beschluß des Rats bekannt: „Wir sind einhellig entschlossen, in unserer Stadt zu unserer selbstn und euer, unser lieben Bürgerschaft, derselben Kinder und aller Nachkommen Seelen Seligkeit im Namen des Herrn uns hiesig zur Augsburger Konfession zu bekennen . . . und dabei bis an unser Ende zu verharren. . . . Wir, Bürgermeister und Rat wollen um des Evangeliums willen Gut u. Blut daran setzen.“ In der Rede, die Preu dazu hielt, hat er jedem etwas gesagt, den entschieden Evangelischen, den Schwankenden, den Römischgesinnten. Den entschlossenen Freunden des Evangeliums war's eine Freude, daß Preu an das Heilandswort vom Bekennen und vom Verleugnen erinnerte; sie ließen sich gerne dazu auffordern, zu der Predigt des Evangeliums, die der Rat herbeiführen wollte, „Weib, Kinder

und ganzes Hausgefind zu weisen und zu ziehen.“ Die Bedenklichen konnte es beruhigen, daß er auf das gute Recht des Augsburger Religionsfriedens hinwies; ihnen besonders galt das angeführte Apostelwort: „alles probieret; was gut ist, das behaltet; und was böß ist, das entslaget euch“ (in dieser Uebersetzung hat Preu 1. Theß. 5, 21. 22 gekannt.) Auf die Römischgesinnten war die Warnung gemünzt; es seien etliche, „die hinter dem Trunk mit grobem, unverständlichem (d. h. unwissendem) Disputieren wider das Evangelium gestritten, die zu bestrafen wir wohl befugt wären. Aber wir wollen solche Possen auf deren Unwissenheit und groben Unverstand einstellen (d. h. anrechnen) und wollen euch hiemit im besten verwarnt haben, daß dieselben Lasterredner von solchem abstecken.“ Vielleicht galt auch einigen allzu hitzigen Evangelischen die Mahnung, sich nicht untereinander beider Religionen halber zu betrüben, zu injurieren, zu schänden, zu schmähen und übelzureden.“ Besonderer Nachdruck aber lag auf der Aufforderung an die einzelnen Bürger: „wer sich zum reinen Evangelium begeben wolle, solle sich einer nach dem andern in Gegenwart des versammelten Rats einschreiben lassen.“ Der Rat wollte eine möglichst lange Liste von Bürgern, die sich für die Reformation erklärten. Preus Rede an die Bürgerschaft erhielt eine kräftige Bestätigung durch die beiden Bürgermeister und die andern 9 Rats Herrn, deren jeder persönlich noch eine Erklärung abgab. Auch Preu ergriff noch einmal das Wort und versicherte: „solche Bösewichter sollten mich nicht von dem lieben Evangelium abwendig machen, und wenn man mir alle Tage einen Klotz einschlagen würde“. Das rasche und tapfere Vorgehen des Rats trug seine Frucht: eine starke Mehrheit der Bürgerschaft unterzeichnete sich. Nur 40 Bürger lehnten die Unterschrift ab. Es mögen unter ihnen etliche bedenkliche Leute gewesen sein, die die Macht der katholischen Herren fürchteten. Jedenfalls war noch eine Anzahl von Anhängern der römischen Kirche in der Stadt. Aber sie waren sehr in der Minderheit. Das damalige Alen hatte über 2000 Einwohner (wie Andread schreibt) also etwa 350 stimmberechtigte Bürger.

Die abgegebenen Unterschriften der Bürger boten dem Rat die Grundlage für das weitere Vorgehen. Er teilte das Ergebnis nach Stuttgart mit und bat um weiteren Beistand. Am herzoglichen Hof war man aber der Meinung, zu einem unmittelbaren Eingreifen des Herzogs sei die Zeit noch nicht gekommen, und riet den Alenern, sich nach einem geeigneten evangelischen Prediger umzusehen. Aber diese drängten vorwärts. Das Antwortschreiben des Propstes, das endlich nach Mitte Juni einlief, enthielt trotz des entgegenkommenden Anerbietens, den bisherigen Pfarrer durch einen anderen, natürlich einen katholischen zu ersetzen, und trotz einiger salbungsvoller Redensarten, wie der: „wir tragen mit euch christlich treuliches Mitleiden,“ eine verhüllte Drohung: Der Propst „müßte zuletzt dasjenige unternehmen, was sich von rechtswegen gebührt und er seines Berufes halber nicht umgehen könnte.“ Das bedeutete, daß der Propst die Entscheidung des Kaisers anzurufen gesonnen war. Abermals wandte sich der Rat an den Herzog, legte ihm den „langaufgezogenen Bedacht“ (das langatmige Schreiben) des Propstes vor und bat ihn, als des „schwäbischen Kreises Obersten“ und „der Propstei Schirmherr“ an den Propst mit einem Schreiben heranzutreten und gleichzeitig ihnen für die Reformation „einen gelehrten, verständigen Mann“ zu entsenden. Die Alener hatten ein Stück Städt stolz geopfert, wenn

sie den Herzog als des „schwäbischen Kreises Obersten, unter dem auch sie gefessen“, anredeten; die Reichsstädte hielten auf ihre Gleichstellung mit den Fürsten. Nun beschleunigte auch der Herzog sein Vorgehen. Er schrieb umgehend an den Propst, höflich, aber deutlich, er zweifle nicht, der Propst werde „die von Alen dieser seiner Interzession (Fürsprache) genießen lassen.“ In Ellwangen wußte man nun, daß Württemberg die Reichstadt mit allem Nachdruck unterstützte. Auch Alen erhielt ein Schreiben, das Anweisungen für das weitere Vorgehen gab. Dem Schreiben lag ein Zettel bei, der das Kommen des Tübinger Kanzlers Jakob Andread und eines württembergischen Pfarrers, Adam Salomons, ankündigte.

Mit dem 29. Juni 1775 beginnt die evangelische Geschichte Alens. Am Feiertag Peter und Paul wurde in der Stadtkirche die erste evangel. Predigt gehalten. Die ersten vier Wochen dieser neuen Zeit sind beherrscht durch die Gestalt Jakob Andread. Alen brauchte einen Prediger, der das Evangelium so herzendringend verkündigte, daß der Widerspruch verstummen mußte, einen Mann mit der nötigen Gelehrsamkeit, der imstande war, katholische Einwendungen abzuwehren, eine kluge Persönlichkeit, die mit Leuten von mancherlei Art umzugehen verstand. Der Herzog hatte den besten Mann geschickt, über den er verfügte. Jakob Andread, ein Waiblinger Schmiedssohn, besaß eine bedeutende Predigtgabe; als 18jähriger war er auf eine der Stuttgarter Pfarrstellen ernannt worden; im Alter von 32 Jahren hatte er die Reformationspredigten in der Markgrafschaft Baden zu halten! 1 Jahr nachher in dem uns benachbarten Gebiet der Grafen von Dettingen; 1 Jahrzehnt später im elsässischen Hagenau. Er stand auf der Höhe seiner Manneskraft, als er mit 47 Jahren die Reformationsaufgabe in Alen übernahm. 4 Wochen lang predigte er, abwechselnd mit Pfarrer Salomon, täglich; es war eine Art Evangelisation, die in jenen 4 Wochen in Alen abgehalten war. Neben der Gabe der predigenden Predigt stand ihm eine umfassende Gelehrsamkeit zu Gebot. Er war ein hervorragender Kenner der hebräischen Sprache und des alten Testaments und verdankte dem einen Ruf an die Tübinger Universität als Professor. Die Streitfragen, welche damals leider im ev. Lager viel Verwirrung stifteten, hatte er mit klarem Geist durchdacht; mehreremal wurde er deshalb zu Religionsgesprächen, in denen strittige Fragen geschlichtet werden sollten, herangezogen. Es fehlte ihm darum nicht an scharfen Gegnern; während der Alener Tage sandte er dem Herzog eine gegnerische Schrift, die heftige Angriffe auf ihn enthielt. An dem Buch, in dem die evangelisch-lutherischen Kirchen damals endgültig ihre Glaubenslehre zusammenfaßten, an der Konkordienformel hat Andread mitgearbeitet; auf dem Bild in unserer Sakristei ist darum dem Kanzler ein Buch mit der Aufschrift „formula concordiae“ in die Hand gegeben. Bei aller Gelehrsamkeit aber war Andread ein Mann, der sich im Verkehr mit anderen Menschen leicht bewegte. Er verstand es, mit hoch und nieder umzugehen. Er, der Schmiedssohn hat dem einfachen Alener Bürger das Herz abgewonnen. Und er hat mit großen Männern seiner Zeit verkehrt; mit dem König Anton von Navarra hatte er im Namen seines Herzogs über die Sache der Evangelischen in Frankreich zu beraten; mit Melancthon und dem großen reformierten Theologen Beza ist er am Verhandlungstisch gesessen und mit dem Patriarchen von Konstantinopel suchte er wenigstens brieflich zu einer Verständigung

zwischen der alten Kirche des Ostens und der jungen Kirche der Reformation zu kommen. Andreas seine Menschenkenntnis kommt in einem, vier Wochen nach der Abreise an den Rat geschriebenen Brief zutage, in dem er Ratschläge über die Einführung des jungen Bürgersohnes Johann Glafer ins Pfarramt neben Adam Salomon gibt und über das Zusammenarbeiten des älteren und des jüngeren Pfarrers das schöne, auch heute noch für das brüderliche Zusammenwirken geltende Wort schreibt: „ich versehe mich, weil beide demütig (sind), so sollen sie von Gott zusammenverordnet sein.“

Diesem hervorragenden Manne hatte es Aalen zu verdanken, daß es in der Stadt über der evangelischen Predigt keinen Streit gab. Bei der Begreifung von Andrea konnte der Rat dem Herzog berichten, Andrea habe „das göttliche Wort und die Hauptstück des christlichen Glaubens dermaßen vorgetragen, also daß in unserer Burgerschaft solches (Gottes Wort) (gottlob) eingebildet (d. h. eingeprägt) worden ist und wenige sind, die dem Papst und seinem verführerischen Anhang folgen sollten.“ Der Widerspruch der wenigen Altgläubigen verstummte. Das Glaubensleben der Evangelischgesinnten aber empfing Vertiefung und Bereicherung. Der Besuch der Gottesdienste nahm von Tag zu Tag zu; selbst aus den Nachbarorten kamen Leute herzu. Das Verbot, das der Propst in seinem Gebiet hatte ergehen lassen, vermochte den Zulauf nicht zu hindern.

Eine aufsehenerregende Szene gab es aber doch. Nur war der Schuldige kein Aalener. Gleich am dritten Tag der Reformationsburg fühlte sich der ellwanger Vogt, der die Roherburg unter sich hatte, bemüßigt, seinem Ingrimm über den Freimut der Aalener Luft zu machen. Er ritt in die Stadt, stieg vom Pferd und ging während der Predigt, die von Pfarrer Salomon gehalten wurde, in die Kirche, lief led („trugenlicherweise“ heißt's im alten Bericht) durch die Gänge und fragte den Mesner, wo Andrea sitze. Als er diesen erkannt zu haben glaubte, verließ er die Kirche. Auf dem die Kirche damals umgebenden Friedhof (dem heutigen Kirchplatz) begegnete er dem Stadtschultheißen (wohl Felix Hörmann) und höhnte den, er solle nur den D. Schmidle (so nannte er Andrea wegen seiner Herkunft von einem Schmid) nach seinem Vorleben fragen. Und dann folgte eine jener schmutzigen Verdächtigungen, mit denen damals von römischer Seite her die Ehre evangelischer Männer grundlos angetastet wurde. Andreas Lebenswandel war makellos; auf seinem Familienleben hatte nie ein Schatten von einem Vorwurf gelegen. Trotzdem dichtete der Vogt ihm ein uneheliches Kind an und deutete eine Verführungs scene, deren jener sich schuldig gemacht habe, mit einem unzweideutigen Ausdrücken. Hatte er das selber erdacht, oder trug er ein von anderen aufgebrachtes unsauberes Gerede weiter? Der Herr Vogt gehörte zu den Lastermäulern, von denen Andrea die Bemerkung machte: „sie schlagen ihren Geiher“ über die Sache. In dieser Schmähung hat der ritterliche Herr noch nicht genug. Er begegnete auf dem Rückweg nach Untertöchen, einem Bürger, in dem er Andrea wieder zu erkennen glaubte und war im Begriff, mit diesem ein Handgemenge anzufangen, als er seinen Irrtum merkte. Er hielt sich für die entgangene Freude damit schadlos, daß er ein Spottliedlein auf Andrea anstimmte und den ganzen Heimritt lang fortsang.

(Schluß folgt.)

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Hohenstadt.



Beilage zur Roher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Die Aalener Reformation 1575.

Nach einem Vortrag von Stadtpfarrer Zeller-Aalen.

(Schluß)

Andrea machte sich nicht viel daraus; „er hatte schon öfter hinter ihm hören Sturm laufen“ (schreibt er seinem Herzog.) Daß diese grobe Landstnechtsnatur auch auf den Herzog von Württemberg schimpfte, möge zur Vervollständigung des Bildes dienen. Seinem Herrn im Ellwanger Schloß war diese häßliche Grobheit eine ziemliche Verlegenheit. Dem war die Ränkekunst seines Kanzlers Renz lieber, der in einem Schreiben am Vorabend des Reformationstages seine Fähigkeit, die Dinge herumzudrehen, bewiesen hatte; er versicherte, der Aalener Rat habe den Herzog „etwas ungleich informiert“ und bot sich an, „die Herkommenheit der Handlung zu entdecken“. Er war's wohl auch, der seinem Herrn riet, es so hinzustellen, als seien in Aalen nur Setzenleute, (Karlstädter, Widertäufer usw.), denen der Augsburgische Religionsfrieden keinen Schutz gewährte. Der Propst wollte zwar seinen Vogt nicht strafen, wie es die Aalener verlangten, aber er stellte in Aussicht, der Vogt werde seine Beleidigungen zurücknehmen. Der wand und drehte sich, um nicht vor den Aalenern Abbitte leisten zu müssen. Schließlich mußten 3 Untertöchter unter Führung ihres Pfarrers nach Aalen pilgern und in des Vogts Auftrag erklären, „was er getan, wäre aus Unverstand geschehen.“

Inzwischen ging in Aalen die Reformation ungestört ihren Gang. Pfarrer Wegelin hatte in der Stille die Stadt verlassen. Als Pfarrer wurde Adam Salomon, bisher Pfarrer in Stetten, der als guter Prediger galt, ins Amt eingefetzt. Nachdem er in der ersten Hälfte seines Lebens viel gewandert war, aus Thüringen nach Württemberg u. dann auf sechs Stellen im württ. Dienst, machte er sich für dauernd in Aalen fest. Bis 1612 hat er seines Amtes gewaltet. Ihm zur Seite trat der schon erwähnte Johann Glafer als Diakon; er empfing bei seiner Prüfung durch Andrea das Lob, er sei „ein feiner junger Mensch“ und habe eine „seine anmutige Red“. Auf Andreas Veranlassung richtete der Rat eine Lateinschule ein und schuf damit für begabte Bürgerkinder eine Mög-

lichkeit zum Aufstieg in die gelehrten Berufe und der Stadt selber einen Weg, aus den eigenen Leuten Männer für das Pfarramt und die bürgerliche Verwaltung heranzubilden. Wie armselig es mit den einfachsten Schulkenntnissen stand, zeigte sich beim Abschluß des Heidenheimer Vertrags; da mußte Preu für alle Vertreter Alens unterschreiben, weil keiner des Schreibens kundig war. Präzeptor Tinnelhau hat die Alener Lateinschule eröffnet, aus der im Laufe der Zeiten hervorragende Männer hervorgingen, wie Schubart und Prälat Pahl. Die Gottesdienste in der Stadtkirche wurden neu geordnet; die Messe wurde abgestellt; die Reliquien wurden der Unterkochener Pfarrei übergeben; die Predigt trat in den Mittelpunkt der neuen Gottesdienste; und der Gesang, der in den päpstlichen Zeiten schon die Alener getröstet hatte, behielt sein Ehrenrecht. 1576 traten auch die zu Alen gehörigen Unterrimbacher dem evangelischen Glauben bei.

Eine schwierige Frage blieb noch eine ganze Zeitlang ungeregelt: das Einkommen der beiden Pfarrer, für das der Ellwanger Propst nach dem Recht aufzukommen hatte. Es ist viel hin und her geschrieben, hin- und hergereist worden; der Rat beklagte sich wegen des „Hin- und Widersprechens.“ Der Propst und sein Kanzler probierten bald mit listigen Winkelzügen, bald mit waschechter Grobheit. Das einemal legten sie den in Geldsachen minder erfahrenen Pfarrer Salomon mit einem viel zu niederen Gehaltsangebot herein, das dieser ahnungslos annahm, zum Glück nur auf ein Jahr. Ein andermal fuhr der sonst geschmeidige Kanzler Renz die Alener an: „Ihr, die von Alen gehet mit dem Teufel um.“ Und wieder einmal kanzelte der Propst selber, ein wenig erhitzt von der Jagd (er kam statt um 12 Uhr um 4 Uhr nachmittags zurück), die Alener ab, den Bürgermeister: „ihr seid grobe, unverständliche (= unwissende) Leut“, den Stadtschreiber: „Ihr schreibt mir spiße Brieflein.“ Den Alenern scheint auch die Geduld ausgegangen zu sein; der ihnen wohlwogene Königsbrunner (evangelische) Abt Schropp machte die Bemerkung, sie haben „unbedächtlich (voreilig) gehandelt.“ Bis in den Spätherbst 1576 zogen sich die Verhandlungen hin, die zu lesen wenig unterhaltend ist und die öfter mit ziemlichlichen Kleinigkeiten, z. B. mit der Lieferung von 1500 Krautseklungen sich befaßten. Schließlich kam es im November 1576 zu einer Verständigung. In Heidenheim unterzeichneten württ. Unterhändler, darunter Kammerrat Schüz und Abt Schropp, Ellwanger Abgesandte, der schon bekannte Boppels vom Stein und ein Geistlicher spanischen Namens (war's ein Jesuit?) und Vertreter der Stadt einen Vertrag; damit war auch die aus der Reformation erwachsene Rechtsfrage endlich gelöst.

Die Alener Reformation ist ein letzter Ausklang des Weckrufs, den Martin Luther hat ergehen lassen. Wohl begegnet man in dieser ganzen Geschichte keinem der ganz großen Männer der Reformationszeit. Wohl hat die Alener Geschichte nimmer den großen Schwung der Anfangszeit; alles spielt im engen Rahmen einer kleinen Reichsstadt und seiner evangelischen und katholischen Nachbarschaft sich ab. Und doch klingen noch immer die Herztöne der ersten Zeit mit: die Liebe zu Jesus Christus, dem König der Ehren, die Freude am Gotteswort, das mannhaftes Verharren bei der erkannten Wahrheit. Nicht bloß die Führer in jenem Kampf ums Evangelium verdienen unsere dankbare Hochschätzung. Auch der einfache Alener Bürger hat mit im Kampf gestanden und mit am Wagnis getragen. Andreä hat von den Alenern jener Zeit geschrieben, sie seien „fromme, einfältige Leut“, d. h. Leute, denen der Glaube Herzenssache u. der gerade Weg der Wahrheit gewohnt war. Das Ränkespiel war ihnen

zuwider; sie haßten's am Gegner und verachteten es, sich seiner zu bedienen. Die beiden schönen Verheißungsworte der Schrift haben sich an jenem Geschlecht bewahrheitet: „dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen“ und „dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude dem frommen Herzen“. Der Alener evangelischen Gemeinde aber möchte man's für die Zukunft wünschen, daß sie immer solche Leute habe: aufrechte Christen und fromme Herzen.

Aufgabe und Verwaltung der Museen in mittleren und kleineren Städten.

Auf der Tagung des Schwäbischen Museums-Verbandes in Ulm (13. und 14. März) machte Professor Dr. Baum, der verdiente Neuschöpfer des Ulmer Museums zu dem in der Ueberschrift angegebenen Thema wertvolle Ausführungen, die auch für unseren Bezirk, der der Wiedererweckung und Wiedereröffnung seines Schubartmuseums harret, von Bedeutung sind. Er führte nach Zeitungsberichten aus: Wir sehen, wie allenthalben die Freude an der Vergangenheit wieder lebendig wird und wie sich dies unmittelbar zeigt an der Sammlung und an der Pflege der Denkmäler der Vergangenheit. Indes ist die Pflege der Denkmäler der Vergangenheit nur ein Teil der notwendigen Arbeit. Ebenso wichtig ist es, den Anschluß an die Strömungen der Gegenwart zu finden. Der Wille hiezu ist vorhanden. Kunst und Handwerk in den kleineren Städten werden im allgemeinen langsam der Neuerung der Großstädte folgen müssen. Indes müssen sie den Anschluß finden. Die Museen als Mittelpunkt der geistigen Kultur dieser Städte, haben daher nicht nur die Aufgabe, den Sinn für die Vergangenheit zu pflegen, sondern auch für das Gute, das in der Gegenwart geschieht, freie Bahn zu schaffen. Es erscheint notwendig und liegt auch zweifellos im Wesen der Entwicklung, daß die Bürgerschaft selbst, nachdem die Freude an den Museen wieder allgemeiner geworden ist, sich der Sammlungen annimmt. Den Städten liegt es ob, für die Pflege der Museen die nötigen Mittel zur Verfügung zu stellen. In kleineren Orten wird sich die Frage erheben, ob nicht wieder ein Staatszuschuß gewährt werden kann, um wenigstens die nötige Ordnung zu schaffen. Doch dürfte auf Grund eines Staatszuschusses nicht etwa ein Eigentumsrecht des Staates an den Beständen der städtischen Sammlungen gefordert werden. Wo irgend möglich, sollte das Museum durch einen vorgebildeten Beamten verwaltet werden, der in kleineren Städten etwa noch Archiv und Bibliothek mit zu verwalten hätte. Die Museumsleitung muß das Wertvolle derart aufstellen, daß es gesehen werden kann. Eine weitere Aufgabe ist die gründliche Aufzeichnung der Bestände, Herstellung von Katalogen u. a. Weiterhin ist wichtig die Ergänzung der Bestände, vor allem die Sammlung verstreuter und gerade in der Gegenwart in Privatkreisen häufig locker werdender alter Kunst Denkmäler. Es wäre zu erstreben, daß in den reichen Städten mit reicher Kultur der Vorzeit, der römischen und der Völkerwanderungs-epoche auch die Freude an der Altertumsforschung lebendig gefördert wird. Hand in Hand damit muß die Erhaltung sowohl der vorgeschichtlichen, wie auch der späteren Denkmäler gehen. Zur Sammlungsarbeit gehört endlich noch die **Anlegung einer guten Bücherei, sowie einer großen Bildersammlung.** Der Verband der schwäbischen Museen erweckt Gemeinschaftsgefühl. Hiermit geht aber die Förderung und Bedung der

Heimatliebe und Kunstfreudigkeit auch in der Bürgerschaft der einzelnen Städte selbst Hand in Hand. — In Darlegungen über den Zweck des Schwäbischen Museums-Verbandes hob dessen Vorsitzender, Bürgermeister Dr. Merkt aus Rempten hervor: Die Heimatliebe nicht mit Reden und Aufträgen, sondern mit Taten zu wecken und zu pflegen, ist das Bestreben der Heimats- und Ortsmuseen, die da und dort entstanden sind. Sie tranken aber, wenn sie, nach der ersten Begeisterung in der Gemeinde und namentlich in der Gemeindeverwaltung kein richtiges Verständnis finden. Eine andere Not ist die Zentralisation, die alles in die Sammlung der Hauptstadt bringen will. Den Ortsmuseen darf ohne Not nichts weggenommen werden, jeder neue Fund gehört in das nächste Museum. Da der Staat auf diesem Gebiet seine Aufgabe nicht erfüllt, müssen sich die Städte selber helfen. Durch den Zusammenschluß der Museen zu einem Verband sei es möglich, sich der kleineren Museen anzunehmen. Ihr Besuch, namentlich durch die Schulen, muß gepflegt werden. Allorten sollten neue Heimatmuseen entstehen, die Gemeinden haben die Kosten zu tragen, die Arbeit besorgen freiwillige Helfer.

K a m m e r e r.

Sage von der Rapfenburg.

Der Reiter von Rapfenburg.

Um Mitternacht heulet der Sturm um den Bau
Und rüttelt an Zinne und Mauer.
Im Mondenlicht schimmert gespenstisch und grau
Die Feste, als sei sie in Trauer.

Im Tal, auf dem Turme von Lauchheim, da schlägt
Die Glocke die Mitternachtsstunde.
Ihr Klang, den der Sturm auf die Berghöhe trägt,
Macht dumpf in der Feste die Runde.

Und siehe! Nun löst sich vom nächtlichen Wald
Ein Reiter auf schäumendem Rappen.
Hoch ragt aus dem Dunkel die schwarze Gestalt,
Man hört weder Klirren noch Klappen.

Es quillt aus den Rüstern der dampfende Strahl,
Es blüht unterm Hufe des Rosses,
Und fort geht die Jagd, bis zum siebenten Mal
Umritten die Mauern des Schlosses.

Und endlich da hält an dem Tor der Bastei
Der Reiter, er gleitet zu Boden.
Das Mondlicht beleuchtet sein Antlitz dabei,
Das gleicht dem Gesicht eines Toten.

Die Augen, wie flackerndes Irlicht im Grund,
Sie schweifen verzweifelt ins Runde;
Es flattert der Bart um den fleischlosen Mund;
Am Halse, da klappt eine Wunde.

Herr Kunz ist's von Behrfeld, des Ordens Comtur,
Der nächtlich hier Einlaß begehret.
Doch weil er als Ritter gebrochen den Schwur,
Ist selbiger ihm nun verwehret.

Wild heulet der Nord um das Westernachschloß.
Voll Schreck flieht die Eule vom Turme.
Im Burghofe klingts, wie von reißigem Troß,
Troß Heulen und Wettern im Sturme.

Fahl leuchtet ein Fenster im alten Gebäu
In so eigentümlichem Schimmer,
Und ab und zu huscht ein Schatten vorbei
Und klagt es, wie Kindesgewimmer.

Und durch die Gasse vom nächtlichen Schloß
Da geht es wie drohend Geräune.
Stumm lauschet der Ritter, dann springt er zu Roß
Und jagt über Hecken und Zäune.

„Fahr hin, du Verruchter,“ tönt's hinter ihm her,
„Zur Hölle, dort find'st du die Buhle,
Mit der du gesündigt und wegen der
Du gerichtet vor unserem Stuhle.“

Gen Hülen Herr Kunz wie ein Wetterstrahl saust,
Vorüber an Wäldern und Weiden.
Doch wenn um die Burg wieder Sturmwetter braust,
Muß auch der Comtur wieder reiten.

G. Theurer.

Die Sage von Rapfenburg.

Man hört heute nur noch selten davon reden. Das Volk ist heute nicht mehr so romantisch gestimmt und unterhält sich lieber mit realeren Dingen. Ehedem war dies jedoch anders. Ueber die Sage selbst existieren verschiedene Versionen. Nach der einen soll jeweils in der Karfreitagnacht ein Ritter auf weißem Roß in die Burg Einlaß begehren und sich in den Rittersaal des Westernachbaues begeben. Dort sind sämtliche Comture der ehemaligen Commende Rapfenburg versammelt, bei denen er um die Wiederaufnahme in den Orden nachsucht. Doch die Comture verdammen ihn und verzweifelt verläßt er die Burg, um am nächsten Karfreitag wieder zu kehren.

Nach einer anderen Lesart ist es ein schwarzer Ritter, der in besonders schweren Sturmnächten Aufnahme heischend vor das Burgtor kommt, nachdem er zuvor die Feste sieben Mal umritten hat. Mit Schimpf und Schande wird er jedoch von dannen gejagt und bleibt dazu verdammt, in jeder neuen Sturmnacht vor dem Burgtor zu erscheinen u. um Aufnahme zu heischen.

Den Anlaß zu dieser Sage gab der Comtur Conrad von Lehrfeld, welcher im Jahre 1728 nach Rappenburg kam, nebenbei gesagt, einer der fähigsten Köpfe, welcher je das Comturat in Rappenburg inne hatte.

Er trat sein Amt unter den denkbar schlechtesten Auspicien an. Die öffentlichen Gebäude des Ordens waren vielfach baufällig, die Kassen durch die Mißwirtschaft der Beamten leer. Mit starker Hand griff Lehrfeld ein und ordnete das Finanzwesen in musterbildender Weise. Wie sehr es ihm gelungen war, das Letztere zu heben, erweist sich daraus, daß zwei Jahre nach seinem Abgang der Trypler Strecker an die herzogliche Kammer in Stuttgart die Summe von 60 000 Gulden für die Erwerbung des Jagd- und Forstregals erlegen konnte. Ein glänzendes Zeugnis für seine Verwaltungstätigkeit, besonders wenn man noch in Betracht zieht, daß er für Neubauten und Verbesserungen ebenfalls große Summen verausgabte.

Daneben aber suchte er auch dem Luderleben, wie es im Bezirk der Commende eingerissen hatte, zu steuern und hier griff er rücksichtslos durch. Dies ging naturgemäß nicht ohne Reibung ab und verschaffte ihm viele Feinde. Am schwersten wurde dadurch Lauchheim betroffen, das unter der Herrschaft der alten Comture Allüren angenommen hatte, welche schlechterdings mit einer Commendestadt unvereinbar sind. Kein Wunder, wenn Lehrfeld hier energisch durchsetzte, um das Ansehen des Ordens zu heben.

In einem Erlaß von 1735 lesen wir: Die ledigen Pürsch, die wider herrschaftliches Gebott mit denen ledigen Menschen aus dem Wirtshaus gingen, sollen jeder zur Strafe einen Gulden zahlen.

Die Trunksucht scheint im Bezirk des Ordens ein Allersüßes gewesen zu sein, denn Amtmann Schwaiger sagt 1746: für ein Trinkgeld könne man in Lauchheim alles haben.

Uebrigens wurde dem Unwesen schon durch frühere Verordnungen zu steuern versucht. So besagt eine Epistel vom 2. März 1686:

Demnach das übermäßige Trinken, Spielen u. Schwärmen mit Jauchzen, Schreien und Tournieren bei nächtlicher Weil in der Stadt zu Lauchheim fast gemein und überhand nehmen will, daß zu besorgen, es dürfte solch ärgerlich und gottlos Beginnen demaleinst eine große und schädliche Angelegenheit nach sich ziehen, dem Unheil aber in Zeit zu steuern und vorzukommen, wird hiermit ernstlich dekretiert und befohlen, daß fürkühn kein Wirt und Bürger in seinem Haus über die verordnete Zeit einige Gäste mehr halten noch spielen lassen soll, bei Straf dem Wirt 3 Gulden, den Zechleuten und Spieler 2 Gulden, ohnmachlässig. Damit aber dieser Befehl um so viel

mehr und besser beobachtet werde, so soll Schultheiß zu Lauchheim alle Nacht die Wirtshäuser und sonstige verborgene Conventikul fleißig visitieren und die Verbrecher aufzeichnen und durch Nachtwächter und Schwärmer austundschaften lassen, nit weniger sollen auch die Bürger ihre Söhne und Ehehalten zu Haus lassen, bei Straf, wie obgemelt.

Die alten Comture hatten aber gut Verordnungen herausgegeben, wenn sich niemand fand, der sie einhalten wollte. Wurden wirklich einmal Strafen verhängt, dann wendeten sich die Deliquenten an die Comtur in Rappenburg und konnten sicher sein, daß ihnen die Strafe ganz oder doch teilweise erlassen wurde. Daß damit an den Verhältnissen nichts geändert wurde, braucht nicht zu verwundern, die Versuchung war auch gar zu groß. Durch den Durchgangsverkehr Alen—Nördlingen und umgekehrt gab es in Lauchheim leichten u. reichlichen Verdienst, wobei sich der Hauptgeschäftverkehr in den Schankstätten abspielte. Es war also nicht sehr schwer, den leicht verdienten Erwerb wieder an den Mann zu bringen. Dazu kommt noch, daß auf knapp 800 Einwohner nicht weniger als zehn öffentliche Schankstätten entfielen. Amtmann Schwaiger konnte deshalb im Jahr 1733 mit einiger Berechtigung sagen: es gibt hier sehr viel Leute, welche nicht schlafen können, wenn sie bei Nacht noch einen Kreuzer im Haus haben.

Daß unter solchen Verhältnissen Conrad von Lehrfeld der Stadt gegenüber einen schweren Stand hatte, ist nur zu begreiflich. Was sich jedoch in einem Gemeinwesen im Lauf von Menschenaltern eingewurzelt hat, das kann ein Einzelner im Handumdrehen nicht ausmerzen. Das mußte auch Lehrfeld erfahren. Alles war gegen ihn, weil er die Lauchheimer mit der Strenge eines Rehbeins behandelte. Als dann das Verhängnis über ihn hereinbrach, stand er allein seinen Feinden und Widersachern gegenüber. Und dieses kam so:

Die ledige Beschließerin von Rappenburg kam am 3. Februar 1750 ins Wochenbett und gab, in die Enge getrieben, den Comtur Lehrfeld als den Vater des Kindes an. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde davon im Ordensstädtchen. Das Ereignis bildete den Hauptgesprächsstoff für alle Schankstätten, von wo es die Fuhrleute und Krämer wieder in alle Himmelsrichtungen mitnahmen. Um das Uebel zu vergrößern, flüchtete die Frauensperson gleich nach ihrer Entbindung nach Elchingen, wo das Kind bald darauf starb.

Die Phantasie der Lauchheimer erhielt durch dieses Vorkommnis neue Nahrung und man fabulierte von Kindesmord und allem Möglichen. Die Haltlosigkeit dieser Gerüchte wurde durch die nachfolgende Untersuchung genügend aufgeklärt.

Natürlich gab es gute Freunde genug, welche den Vorfall in der entstelltesten Form nach Mergentheim berichteten und am 17. Februar kam bereits der Landescomtur, um die Sache zu untersuchen. Tagtäglich erfolgten nun Verhöre, in welchen sich Lehrfeld anfänglich aufs Zeugnen verlegte.

Am 25. Februar, morgens in aller Frühe, wurde das Schloß durch einen Schuß alarmiert. Alles geriet in die höchste Aufregung, als man den Comtur, aus einer Halswunde blutend, in seinem Bett auffand. Die ungeheuerlichen Anschuldigungen

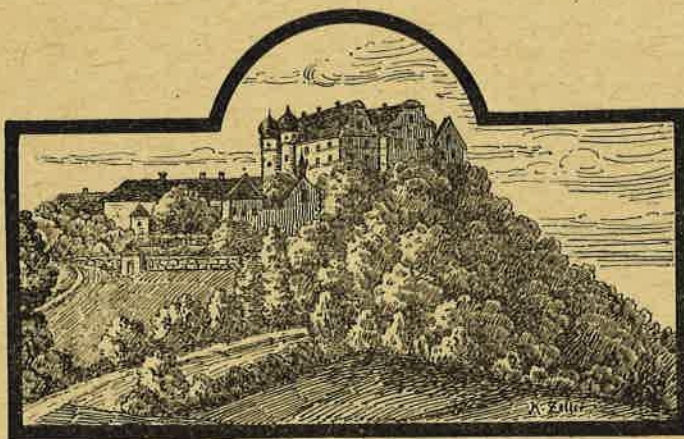
in den Verhören der letzten Tage und die damit verbundene Aufregung, hatten seine Nerven derart erschüttert, daß er seinem Leben durch Erschießung ein Ende machen wollte. Die Absicht mißlang. Seine Verwundung war nur eine leichte und nachdem er seinen Fehltritt eingestanden hatte, wurde er in Verhaft genommen.

Die Erhebungen über den Fall zogen sich sehr in die Länge da die Lauchheimer, mehr ihrer Abneigung gegen den Comtur als der Wahrheit Rechnung tragend, ihrer Phantasie freien Spielraum ließen. Besonders taten sich hierin die Weiber hervor. Die jahrelang sich hinziehende Untersuchung hat jedoch einwandfrei ergeben, daß ihm außer dem einen Fehltritt mit der Beschließerin, sonst nichts zur Last gelegt werden konnte.

Vier Jahre dauerte die Untersuchung und der Prozeß. Als Lehrfeld endlich wieder freigelassen wurde, war er ein an Geist und Körper gebrochener Mann. Er erhielt zwar bald darauf die Stelle als Vogt von Nürnberg, seine Gesundheit war jedoch durch die lange Kerkerhaft zerrüttet und seine Arbeitskraft gebrochen. Er starb bald darauf nach längerem und schmerzlichem Krankenlager. Seinen Fehltritt mußte er schwer büßen.

Das Ergebnis der Untersuchung wurde im Ordensbezirk zwar auch bekannt gemacht, aber von niemanden geglaubt. So wurden die greulichsten Geschichten, deren Ursprung in der Hauptsache in Lauchheim zu suchen ist, über den ganzen Bezirk verbreitet. In den langen Winterabenden bildeten diese einen beliebten Gesprächsstoff in den Kachelstuben und Guntelstuben, wo das Bild des Comturs allmählich so verzerrt wurde, daß sich mit der Zeit die Sage vom Ritter von Rapsenburg daraus entwickelte. Ruhelos und verstoben vom Orden muß er in der Sturmnacht um das Schloß irren, bis er seine Schuld abgebußt hat.

G. Theurer.



Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Hohenstadt.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Särtsfelder Boten

Die Kapelle Unserer lieben Frau bei Abtsgmünd.

Von J. Winter-Abtsgmünd.

Vorbericht.

Wer das Kochertal abwärts Abtsgmünd zu wandert, sieht kurz vor dem Dorf, in Wiesengrün gebettet und von zwei mächtigen Linden beschattet und beschirmt, eine stattliche Kapelle. Es ist die Kapelle u. l. Frau. Er wundert sich vielleicht auch, daß sie ihm den „Rücken“ zuehrt. Er kann ja nicht wissen, daß die Straße früher an der Südseite der Kapelle vorbei über das „Köchele“ ins Dorf führte.

Berühmt oder von Kunstgelehrten besonders geschätzt ist das kleine Kirchlein nicht. Wohl sagt Gradmann: „Die kreuzartige Anlage ist nicht ohne Interesse, auch der hölzerne Dachreiter gefällig.“

Aber die Geschichte der Kapelle fesselt vielleicht manchen, der ein Stück heimatliches Volksleben vergangener Tage kennen lernen will.

Die Hauptquelle für das Folgende ist die im Abtsgmünder Pfarrhaus befindliche handschriftliche „Gründliche Beschreibung der Marianischen Gnadenkapellen nebst Abtsgmünd an dem Kocherfluß . . . in dieseß Buch zusammengetragen und mit mehrerem erleuthert von Johann Jakob Ziegelbauer in dem Jahre 1761, zu dieser Zeith Pfarrer allhier.“

Daneben haben noch andere Pfarrakten und einzelne Aktenstücke aus dem Ludwigsburger Filialarchiv kleine Bausteine abgegeben.

1. Wie der geizige Fruchthändler Caspar Eberhardt dazu kommt, ein Feldkreuz zu stiften.

Im Jahre 1677 heiratete der Getreidehändler Kaspar Eberhardt, gebürtig von Neuler, nach Abtsgmünd und kaufte sich dort das Haus bei der Mühle, neben dem heute der „Mühlbauer“ Sprößler wohnt.

Bei den Leuten hat er der „Progentasper“ geheissen. Offenbar sind ihm nicht viele Tränen nachgeweiht worden, als er 1689 gestorben ist.

Dieser ehrenwerte Mann machte sich an einem heißen Augusttag des Jahres 1682 auf eine Reise, um Getreide einzukaufen. Er hatte „in einer Gurth, so er um den Leib getragen, gegen 200 fl. (Gulden) gelth bey sich.“* Das war für jene Zeiten, wo man um 25 Gulden einen guten Ochsen kaufen konnte, ein ganz stattliches Sümchen. Die Hitze war dem Händler arg zu wider — er mag wohl, wie so manche seines Zeichens, ein ordentliches Bäuchlein und eine weinsfrohe Nase gehabt haben — und er rastete bald an einem schattigen Plätzchen. Dabei legte er seinen Geldgurt von sich, „weiß nit aus was Ursachen“, wie der Chronist rüchlichsvoll meint. Nach einem erquickenden Schläflein wanderte Eberhardt weiter und merkte erst nach 2 Stunden, „daß er diße seine gelthgurt nit mehr umb den Leib habe, erinnerte sich aber gleich, daß er solche auf dem Weg, wo er ausgerastet, aus Vergessenheit habe liegen lassen.“

Im ersten Schreck und der großen Angst „verbindet er sich also gleich durch ein gelübt, wan er dissen seinen gelthgurt annoch werde antreffen, daß er zu Ehren der Allerseligsten Jungfrau Maria ein Paßionskreuz aufrichten lassen wolle.“

Wohl, um der Gottesmutter jeden Zweifel an der Ehrlichkeit seines Versprechens zu nehmen und ihrer Hilfe ganz sicher zu sein, versprach er weiter, in das Kreuz

„ein müschi (Muschel-Höhlung) aushauen und darin ein bildtniß der Muttergottes mit vier Englen zur öffentlichen Verehrung stellen zu lassen.“

Ging darauf voll des Vertrauens den Weg zurück und fand seinen Geldgurt glücklich wieder.

Nun ward dem guten Eberhardt trotz seines schweren Geldbeutels wieder so leicht und froh ums Herz, daß ihm die Angst der letzten Stunden und sein Versprechen nur mehr wie ein böser Traum schienen, den er recht bald vergessen wollte. Das war seine Meinung und sein fester Vorsatz und er beglückwünschte sich im stillen, daß „niemand“ sein Gelübde gehört. Der Chronist aber dachte, nicht mit Unrecht, anders. Er meint: „Allein wie man öfters bey angehendter noth zwar geschwindt in dem Verloben, aber langsam das, was man Verlobt, zu erfüllen und nichts leichter vergisset, als die empfangenen guthaten, also kam auch bemelten Eberhardt sein gemachtes gelübt auß acht.“

Kurze Zeit später kam Eberhardt auf einer Handelsreise an den Rhein. „Als er wirklich sich in einem schiff auf sothanem rheyn befand, geschah es, daß er in die äußerste gefahr gerathen . . . unterzugehen und zu versinken. In dieser Todesgefahr erinnerte er sich seines schon ehemals gethanen gelübtß.“ Sein schlechtes Gewissen nannte seine neue Not eine nur ihm gestende Strafe Gottes. Reuig und zerknirscht, aber warscheinlich mit geringer Hoffnung „verlobet er sich auf das neue, daß wan er durch hilf Gottes und Fürbitt Maria dißer großen

* Die wörtlich angeführten Stellen sind, wenn nichts dabei bemerkt ist, der „Gründlichen Beschreibung der Marianischen Gnadenkapellen“ entnommen.

gefahr werdt glücklich entgehen, Er also gleich bey seiner anheimkunft das gemachte gelübt erfüllen wolle.“

Gott hatte nochmal Erbarmen mit dem verängstigten Sünder; denn „seht, alsobaldt ist alle gefahr Verschwunden und Eberhardt kam glücklich widter zu Haus an.“

Diesmal zögerte er nicht, sein Versprechen zu erfüllen. Denn als vorsichtiger Handelsmann sagte er sich, daß, wenn man es mit einem „Geschäftsfreund“, den man schließlich doch immer wieder braucht, nicht ganz verderben wollte, man ihn nicht zweimal pressen durfte. Vielleicht machte ihm auch der Gedanke sein Opfer leichter, daß der Ruf eines frommen Stifters seinen Geschäften ganz förderlich sein könnte.

So ließ er denn ein großes, schweres Feldkreuz zimmern. Um seinen frommen Sinn und großen Geldbeutel den Leuten recht eindrücklich vor Augen zu führen, mußte das Kreuz zwei Querarme bekommen. Wie er versprochen, wurde im Stamm auch eine muschel-förmige Höhlung ausgehauen, in der das Marienbildnis seinen Ehrenplatz fand. „Disse anmutige bildtniß ist von weißer Erden, etwa eine starcke spannen lang; auf der linken handt traget es das kindt-lein Jesu; die kron auf dem haupt haltet zu jeder seithen ein engel, also auch das endt des mantels, wiewohl alles aus einem stückh von Erden formiret ist — so bihl mir bekannth nach der abbildung des gnadenbildts zu Maria Zell in Steuermarth.“

Nähe bei seinem Hause, „eine bichsenschußweite von Abtsgmünd unterhalb der Ziegelhütten“, ließ der Stifter das Kreuz an der Landstraße nach Hüttlingen aufrichten. Das ist geschehen im Jahr 1683.

Daß sein Kreuz noch die Hoffnung und das Ziel vieler trostsuchenden Frommen werden sollte, hat Kaspar Eberhardt nicht geahnt und nicht erlebt. Denn im Jahre 1689 ist er, wie schon berichtet, gestorben.

2. Wie das Kreuz lange unbeachtet steht und über Nacht berühmt wird.

Beinahe ein halbes Jahrhundert stand das Kreuz — nicht mehr beachtet als andere — an der Straße, sah müde Wanderer an seinem Fuß ruhen, blickte auf Wagen voll duftenden Heus oder fruchtschwerer Garben, die unter ihm vorbeizogen, hörte die schweren planbespannten Kaufmannswagen vorüberknarren, vernahm das Schelten und Fluchen der Fuhrleute, wenn die nahe Furt ihnen Verdruß bereitete, hörte das Singen und Lachen der Kinder, die in den Wiesen spielten, erlebte aber auch in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts böse und leidensvolle Kriegezeiten.

Oft haben gewiß fromme Hände „Unserer Lieben Frau“ ein Sträußchen gebunden und in die Wetterrisse des Kreuzestammes gesteckt. Hin und wieder waren darin auch kleine Opfergaben an Geld und Wachs, die sich mit den Jahren mehrten. Deswegen wurde 1735 ein Opferstock und ein Kästchen für das Wachs beim Kreuz aufgestellt.

Eines Tages nun im selben Jahr 1735 kam, wie Pfarrer Ziegelbauer berichtet, der Bauer Matthäus Funk von Röttenbach*

* Es ist vermutl. d. z. Gemeinde Hohenstadt gehörige Röttenbach, das zwischen Reichertschhofen und Untergröningen an einem Bach gleichen Namens liegt.

ins Pfarrhaus zu Abtsgmünd. Der erzählte dem damaligen Pfarrer Simon Hegele ein seltsames Erlebnis. Er sei, berichtete er, schon über ein Jahr lang an einem bösen, offenen Fuß krank gelegen, ohne Heilung oder auch nur Besserung finden zu können. Eines Nachts habe ihm im Traum eine Stimme gesagt, daß er Heilung finde durch eine dreifache Wallfahrt zu dem Kreuz bei der Ziegelhütte zu Abtsgmünd. Er habe diese Wallfahrt versprochen, sei darauf nach ein paar Tagen ganz gesund gewesen und habe sich nun gleich nach Abtsgmünd aufgemacht.

Die Kunde von diesem Ereignis fand schnell überall hin ihren Weg. Das vorher kaum beachtete Feldkreuz wurde plötzlich das Ziel und die Sehnsucht vieler Leidenden, eine Stätte der Ehrfurcht für Hunderte frommer Gläubigen.

3. Von den Tugenden.

Manchen wird beim Lesen dieser Ueberschrift ein wissendes, überlegenes, vielleicht auch bemitleidendes Lächeln um die Lippen spielen. Es wird sich mindern oder verschwinden, wenn er sich die Mühe nimmt, ein wenig in die Kulturverhältnisse jener Tage einzudringen.

Natürlich kann man von vielen der berichteten Gebetserhörungen ohne weiteres annehmen, daß die Betreffenden auch ohnedies gesundet wären. Auch von den übrigen Fällen sind viele für die heutige ärztliche Wissenschaft einfache Dinge.

Oft waren es Frauen in Kindsnöten, die zum Kreuz ihre Zuflucht nahmen. Häufig kehren die Berichte von Heilungen körperlicher Gebrechen kleiner Kinder wieder. Eben so oft werden Fieberheilungen erwähnt.

Wie gesagt, für den Arzt von heute sind es meist „einfache Fälle“. Damals aber waren auf dem platten Land gar keine wirklichen „studierten“ Aerzte, sondern nur Bader, hie und da bestenfalls ein Wundarzt. Ein solcher wird z. B. für Abtsgmünd erstmals um 1785 erwähnt. Diese Bader und Wundärzte waren eben „Handwerker“, deren Kenntnisse kaum über einfache Wundbehandlung hinausgingen.

So waren die Kranken, vor allem die in kleinen Orten und auf entlegenen Höfen, sich selbst und ihrem Schicksal überlassen. Was war da wohl natürlicher, als daß sie in ihrer Not den Herrgott selber um Hilfe anflehten. „Not lehrt beten.“ Die Zuversicht auf die Hilfe Gottes, der feste Glaube an sie, hat dann wohl auch den Mut und den Willen zum Gesundwerden gestärkt. Und wäre es vermessend, das Christuswort: „Dein Glaube hat dir geholfen!“ auch für diese Fälle gelten zu lassen?

Daß diese Heilungen schon in damaliger Zeit nicht als Wunder betrachtet worden sind, zeigen folgende Worte aus dem „Patriziusbüchlein“ des Hohenstadter Pfarrers Mettmann vom Jahre 1754. Er schreibt im Vorbericht zu seinem Büchlein: „Den andern Theil anbelangend von vielfältigen durch Vorbittung des hl. Patrizius erhaltenen Hilff, will ich selbe (obwohlen sie alle mit gutem Gewissen bezeuget, auch die Originale können aufgewiesen werden) für keine Miracul, wohl aber für sondere Gnaden und Wohlthaten . . . vorgeben.“

Solcher Gnaden und Wohlthaten werden von unserm Kreuz bis zum Jahre 1775 über 150 aufgezählt.

Einige wenige davon mögen das Gesagte bekräftigen. Die Frau des Hans Klogbücher von Börrat war zwei Tage in Kindsnöten, Martin Balles von Hinterbüchelberg Tochter hat ihr Kind 14 Tage nicht zur Brust gebracht. Beiden half ein Wallfahrtsversprechen.

Das Kind des Adam Kling von Wöllstein hatte gelähmte Arme, das des Schuhmachers Bader von Hohenstadt, das drei Jahre alt war, konnte weder stehen noch gehen, das neugeborene Kind des Spranz von Reichenbach hatte eine krumme Hand: alle fanden Heilung.

Ein Mathias Ordner aus dem Bistum Eichstätt hatte 2 Rippenbrüche; ein Opferversprechen heilte ihn, ebenso ein 8 jähriges Mädchen von Schönbrunn, das die „hinfallende Krankheit“ hatte.

Selbst die Adligen der Umgegend suchten Trost beim Abtsgmünder Kreuz. Der Oberamtmann Freiherr von Lang wird von einem böartigen Fußleiden befreit. Die „Hochfreiherrliche Frau von Udelmann“ (Hohenstadt) hatte ein krüppelhaftes Kind, das wieder gesundete, nachdem seine Mutter die Fürbitte Unserer Lieben Frau angerufen hatte.

4. Wie nun zu Ehren Unserer Lieben Frau eine Kapelle erbaut und zweimal vergrößert wird.

Diese geschehenen Wohlthaten hatten das Feldkreuz des ehrsamten Kaspar Eberhardt bald zu einem vielgenannten und von weither besuchten Heiligtum gemacht. Dem frommen, ehrfürchtigen Sinn jener Tage schien der schutzlose Platz an der Landstraße kein würdiger Ort für das glückhafte Kreuz.

So wurde immer mehr der Wunsch nach einer Kapelle laut, in der Kreuz und Wallfahrer auch vor Ungunst der Witterung geschützt waren. Vielleicht keimte der Wunsch auch mit aus der dunklen Erinnerung, daß an derselben Stelle schon früher einmal ein Kirchlein gestanden hatte.* Der Pfarrer Simon Hegele unterstützte diese Wünsche natürlich gern und unterhandelte mit der Gemeinde wegen eines Bauplazes.

Die Gemeinde stiftete bereitwillig den sog. „Baumgarten“ als Bauplatz.

Diese Stiftung brauchte aber die Zustimmung der ellwangischen** Regierung. Die war nun nicht so begeistert wie die Abtsgmünder. Sie bestätigte die Stiftung nicht, änderte auch in einem langen, schriftlichen Streit ihre Meinung keineswegs. Diese nun paßte allerdings nicht so recht zu einer hohen geistlichen Regierung. Immer wieder ist aus dem Regierungsschreiben mit klarer Eindeutigkeit herauszulesen, daß Frömmigkeit ja sicher eine schöne und wünschenswerte Sache sei, daß

* In einem Altentstück von 1586, das die Grenzbereitung d. Wöllsteiner Jagdgebiets enthält, steht: „Von Abtsgmünd Sein Wir bei der Mül durch den Kocher, vnd für die Alt Abgang Kapell am fuerweg, So neben dem Kocher und der Hefflin hinauf gen Hiltzingen gent.“

** Abtsgmünd gehörte zur Fürstpropstei Ellwangen und war der Amtssitz eines ellw. Amtmanns und eines Eisenwerksverwalters (Neuschmiede).

aber die Regierung das für den Bau zu verwendende Geld lieber in ihrer Kasse sähe.

Der Eifer der Abtsgmünder kehrte sich nicht an den Einspruch der hohen Herren. Noch 1735 wurde, „wiewohlen in allem nit mehrer dan drey guldten vorhanden waren“, mit dem Bau begonnen. Trotzdem war das Kapellchen, weil reichlich geopfert* wurde, im Juni fertig gebaut.



Es war ein bescheidenes, kleines Kirchlein, 18 Schuh lang und 11 breit, das nur etliche zwanzig Personen aufnehmen konnte. Das Kreuz stand, bis zum Gnadenbild in die Mauer eingeschlossen, in der Mitte des Choraltars. „Der obere Theil des Kreuzes aber scheint oben über das Dach der Kapell auß.“

1736 erhielt der Pfarrer die Erlaubnis, in der Kapelle Messe zu lesen „sambt der Lizenß, selbe Kapelle zuvor zu Benedicieren.“ Das tat Landdehopt Braun von Unterkochen, der ehemals Pfarrer in Abtsgmünd war, im August.

Durch den großen Zulauf und die Wallfahrten ganzer Gemeinden (1739 zum erstenmal Hüttlingen, Neuler, Dewangen), erwies sich die Kapelle viel zu klein. Zum Bauen fehlte aber auch schon damals das Geld, zumal alles durch Opfer aufgebracht werden sollte. Dennoch wurde beschlossen, ein Langhaus anzubauen, dessen Chor die bisherige Kapelle bilden sollte. Damit ohne Verzug mit der Erweiterung begonnen werden konnte, gab der eifrige Pfarrer Hegele dem Abtsgmünder Maurermeister Krehwedel von „dem seinigen“ einen Vorschuß von 120 Gulden. Im Frühjahr 1740 war der Bau beendet.

* Unter diesen Opfern sind als besonders reichlich verzeichnet: Pfarrer Hegele mit 60 Gulden, Ziegler Kurz 6 fl. (Gulden), Schäuflersmüller Knödler 5 fl., Schmied Ostertag 3 fl., Katharina Bronnerin 10 fl. und Bühlwirt jetzt („Aldler“) Rathgeb 5 fl.

Pfarrer Diemer, der 1743 nach Abtsgmünd kam, sorgte auch sehr für die Kapelle. Nicht nur, daß er regelmäßigen Gottesdienst dort einführte und „auch das Jahr hindurch zu mehrerem flor und aufnahm der Wallfahrt“ Predigten und Andachten hielt, er ließ auch Kreuzwegstationen für die Kapelle fertigen. Diese wurden 1750 mit großem Gepränge eingeführt. Bei diesem Fest „war eine große mänge Volchs bis auf 6000 und mehr vorhanden und man zählte mehr denn 2000 Communicantes. . . . Die hiesigen Herrn beamteten haben sich eysrig hierbei angestellt und haben das Pulver zum Schießen angeschafft und den landtauschuß (ellw. Landestruppen) auf ihre Köffer lassen aufziehen, war also eine solche Solemnität, daß hier noch keine dergleichen gesehen worden.“

Auch der Schreiber der „Gründlichen Beschreibung der Marianischen Gnadenkapellen“, Pfarrer Ziegelbauer, betreute die Kapelle mit besonderer Liebe. Sorge bereitete ihm vor allem, daß der Chor jetzt voll schlimmer Risse und das Kreuz — weil es über das Dach hinausragte — dem Umsturz nahe war. Er wollte darum einen neuen, zugleich größeren Chor bauen lassen. So gut der Wille war, so mager war der Geldbeutel. Da stifteten Franz Mayle und Kaspar Borst je 50 fl. So war das Kapellenvermögen auf beinahe 600 Gulden angewachsen. Nachdem der Pfarrer für den Bau noch 700—800 Gulden zinslos von der Kirchenpflege erhalten hatte, konnte er noch im Herbst 1764 anfangen lassen, die Steine zu brechen, „gleich ober der Kapell bei dem Waldt“, wo heute der Friedhof ist.

Der Pfarrer selber entwarf den „Riß“ für den Neubau, der „30 schu lang, 28 schu breit, wie auch 26 schu hoch“ und außerdem mit zwei Thürmen geschmückt werden sollte.

Im April 1765 wurde der Grund ausgesteckt; am 11. Juni war schon aufgerichtet. „Die zwey Thurm standen auch schon, allein weil Se. hochf. Excellenz Herr Oberamtmann Herr v. Abelmanne solche für zu nieder hielt, wurden die Cupeln abgesezt und auf gnedigsten befehl noch die zwey laternen daraufgesezt und also disse Thürmlein erhöht.“* Erst ein Jahr später war die Kapelle von den Handwerksleuten ganz geräumt.

5. Von den Handwerksleuten und Baukosten damaliger Zeit.

Die erste kleine Kapelle wurde von dem Abtsgmünder Maurermeister Krehwedel für ganze 18 fl. 44 kr. gebaut.** Der Maurer Antoni von Schrezheim erhielt für das „Gipsen“ 20 fl., der Maler für seine Arbeit 24 fl. Am teuersten war der von Melchior Paulus aus Gipsmarmor erbaute Altar, der 73 fl. kostete. Im ganzen kam das Kirchlein auf 233 fl. 34 kr. Dagegen waren für das später angebaute Langhaus „sambt innerlicher Zierdt beyläufig 552 fl. 11 kr. nötig. Die „ausziehrung“ besorgte wieder Antoni von Schrezheim

* Die Kapelle hat heute keine Türme mehr. Wahrscheinlich sind sie 1792, als sie erneuert werden sollten, abgetragen und der besterhaltene Teil des einen Turms der Kapelle als Dachreiter aufgesezt worden.

** 1 fl. (Gulden) = 60 kr. (Kreuzer).

für 84 fl. 23 fr. Diesmal ist auch der Maler genannt. Es ist Servilus Paulus von Ellwangen, dem seine Tätigkeit mit 24 fl. gelohnt wurde. Ein Schreiner aus Unterkochen machte zwei Nebentaltäre für 40 fl. „Beide Altarplättlein (Bilder) hatt gemahlen Jos. Mogg von Westhausen pro 24 fl.“ Die scheinen aber nicht befriedigt zu haben, denn sie wurden später von „Herr Hans Michel, Zinkmähler von Neresheim, verbessert, als er beede althärlein gefasset für 50 fl.“ Jak. Brenner von Wasseralfingen lieferte das Pflaster für 42 fl. Das Gestühl kostete 24 fl.

Einen aufschlußreichen Einblick in die Kosten des Chorumbaus gibt der von Jos. Pfizer in Ellwangen vorhandene

„Überschlag

„zu Erbauung der gnadenkapellen zu Abbtsgmündt, welche 30 schu lang, 28 schu breit wie auch 26 schu hoch, sambt dem grond zu mauren. Zwey Thurm von grond auf, wie es der ris ersodtret zu mauren. Der glaffter nach ausgeschlagen ist der Verdienst fl. 164.

„Das gewelb mit Einer gibts decken zu machen, einwendig ein gesimbs rings umb zu fieren, in dem gewelb eine Büllung von anatrüter Arbeit zu ziegen, die fenster wie auch die thiren mit anatrüter Arbeit zu verzieren, einwendig gang weiß zu machen, Verdienst fl. 45.

„mehr 2 Thiren in dem alten gemayr durchzubrecken u. mit gehauenen steinen zu mauren fl. 12.

„Auswendig ein gesimbs herum zu fieren an den thürmen von gehauenen steinen wie in dem ris zu sehen, die ganze Kapel zu verbußen, das Dach frisch umb zu decken, die hol Kellen (Sohlfehlen) gut zu versorgen, dan auch weis u. grau anzustreichen fl. 30.

„An Materialen ersodtret als

„ 500 malter Kalk à 12 fr.	fl. 100
„ 4000 Dachblaten à 40 fr. (dsf. 100)	fl. 26 fr. 40
„ 3000 bachenstein à 40 fr. „ „	fl. 20
„ 80 Birtel gips à 13 fr.	fl. 17 fr. 20
„ die schmidtarbeit	fl. 6

C. fl. 421

Ellwangen 12. Janner 1765.“

Die Stuckaturarbeiten dieser letzten Erweiterung kamen auf 80 fl. und wurden von einem Fehrle (?) von Westhausen ausgeführt, während die Malereien von Jos. Koch in Ellwangen stammen. (35 fl.)

Zur Ergänzung sei noch beigelegt, daß 1735 z. B. ein Maurermeister 22 fr. Taglohn bekam, während für Gesellen 20 fr. und für Lehrlinge 18 fr. berechnet wurden. Die Handlanger mußten sich mit 15 fr. im Tag begnügen.

1755 sind alle Tagelöhne durchschnittlich um 4 fr. höher.

(Schluß folgt).

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Hohenstadt.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Särtsfelder Boten

Die Kapelle Unserer lieben Frau bei Abbtsgmünd.

Von J. Winter-Abbtsgmünd.

(Schluß.)

6. Von der feierlichen Ueberführung des Gnadenbildes in die Kapelle. 1766.

Während des Chorneubaus war das Gnadenbild in der Pfarrkirche. Seine Rückkehr in die Kapelle wurde zu einem großen Fest gestaltet, das in jenen Tagen für ein Dorf etwas Seltenes war und begreiflicherweise alle Gemüter bewegte.

Ueber die Lein wurde eigens eine Brücke geschlagen. (Dem Fußverkehr diente sonst nur ein Steg; die Fuhrwerke mußten durchs Wasser fahren.) Der Fuhrweg wurde von der Kirche bis zur Kapelle mit Kies überführt, mit Gras und Blumen bestreut, die Ränder mit frischgrünen Bäumen besetzt. Tausende waren von nah und fern gekommen. In dem sonst stillen Dorf war emsiges Leben. Am Festmorgen kamen mit Kreuz und Fahnen die Gemeinden Schellingen, Hohenstadt, Heuchlingen, Dewangen, Neuler und Hüttlingen nach Abbtsgmünd.

In feierlichem Zug wurde dann das Gnadenbild von der Pfarrkirche zur Kapelle begleitet. Die Spitze bildeten die Kreuzträger, die kleinen Knaben und Jünglinge. Hinter diesen schritten die Hüttlinger Consultores (Kirchenordner) mit ihren Stäben und sechs der hiesigen Consultores mit Wachskerzen. Besonders gerühmt werden in dem Bericht „die Schulmeister, wie auch der Hochstatter Trompet u. bauden Chor, welche das Tantum ergo gesungen u. die Trompet

u. hauch erschallen lassen.“ Unmittelbar nach dieser musizierenden Schar kam die „hochwürdige Clerisen“, darauf das Allerheiligste. Die Ehrenwache bildeten sechs Mann mit Hellebarden, während der Himmel von den Abtsgmünder Bürgermeistern getragen wurde, denen die andern sechs Consultores mit Wachskerzen folgten. Grün gekleidete Jungfrauen begleiteten das Festkind, das Gnadenbild. Diese Hauptgruppe war „umgeben von Bihl Klein mädlein, welche blumen in ihren Händen trugen.“ Die Lieblichkeit und Anmut dieses Bildes wurde noch verstärkt durch den Gegensatz der würdevoll hinter ihnen schreitenden Beamtenschaft, an deren Spitze Herr von Adelsmann mit brennender Kerze ging. Diesen bevorzugten Gästen nach drängte in schier endlosem Zug die große Menge des übrigen Volks mit ihren Fahnen. Die Landmiliz mit klingendem Spiel paradierte auf dem Friedhof, am Zehntstadel und an der Kapelle.

Am Nachmittag endete die kirchliche Feier mit einer Andacht, „worauf diser fest u. freudentag beschlossen worden mit aller Meng, so dem tausend nach anwesend waren, voll Vergnüen. Alles war so willig, bereith, als Cyser voll, die Ehr Mario zu befördern und disen Tag zu verherrlichen.“

Ausklang.

Dieser freudenvolle Tag des Jahres 1766 war der glanzvollste in der kurzen Geschichte der Kapelle und auch deren Höhepunkt. Wohl wurde die Kapelle noch Jahrzehnte lang eifrig besucht. 1802 wurde noch durch einen Orgelbauer Joh. Michael Schultes eine Orgel in der Kapelle aufgestellt, die allerdings deswegen mit einer geschmacklosen, störenden Empore „geziert“ werden mußte. Aber allmählich erlahmte der Eifer und die Kapelle wurde vernachlässigt. Erst 1873 ließ Pfarrer Carl durch den Bildschnitzer Breitenbach von Mergentheim 3 neue Altäre für 1000 fl. schaffen. Auch die Altarbilder wurden neu gemalt. Nur der rechte Seitenaltar behielt sein altes Bild. Vier Jahre später mußte der Münchner Maler Zimmer, ein gebürtiger Abtsgmünder, die herabfallenden Deckengemälde wieder herstellen für 200 fl.

Eine kurze Blütezeit war der Kapelle noch in den Jahren 1883 bis 1885 beschieden. In der Zeit wurde die Abtsgmünder Pfarrkirche neu erbaut und daher in der Kapelle das tägliche Messopfer gefeiert. Das Gestühl der alten Pfarrkirche wurde in die Kapelle gebracht und blieb dort für immer.

Nach Einweihung der neuen großen Pfarrkirche hatten die Abtsgmünder nicht mehr viel für das Marienkirchlein übrig. Das Dach zerfiel, die Decke bröckelte immer mehr ab, die Wände wurden rissig und die Buben holten sich die Orgelpfeifen als seltenes und großartiges Spielzeug. Das Orgelgehäuse steht heute umgearbeitet als „Altertümerschrank“ im „Adler“. Die Kapelle selbst kam vor etlichen Jahren sogar in Gefahr, verkauft und als Roßstall benützt zu werden.

Heute gewinnt das behäbige, gütige Kirchlein wieder an Ansehen. Sein Verfall wird nach Kräften aufgehalten. Und wer ein beschaulich-andächtiges Stündlein verleben will, flüchtet sich gerne in das kühl-trauliche Dämmer der Kapelle Unserer lieben Frau, wo vom dunklen Kreuzstamme über dem Hochaltar immer noch das alte Gnadenbild schimmert.

Das alte Dorfgericht zu Trochtelfingen.

Bevor durch die Napoleonskriege mit den alten Verhältnissen aufgeräumt worden war, stellte auch das Ries eine wahre Musterkarte deutscher Kleinstaaterei dar. Am deutlichsten zeigte sich das hier in Trochtelfingen. Wer in jener Zeit durch unser Dorf ging, der konnte in zehn Minuten durch etwa 14 Herrschaftsgebiete kommen. Schlüpfen die Buben damals durch die Hecke, um des Nachbarn Birnbaum einen Besuch abzustatten, so waren sie sozusagen schon im „Ausland“, und wenn die Hühner in Nachbars Garten scharren, so konnte das schon zu allerhand Verwicklungen führen. Von den Herrschaften, die in Trochtelfingen begütert waren, hatten alle die niedere, einige auch die höhere Gerichtsbarkeit. Da waren die Grafen von Dettingen und von Wallerstein, die Reichsstädte Nördlingen und Bopfingen, die Klöster Kirchheim, Neresheim und Kaisersheim. Selbst zu Preußen gehörten zwei Bauernhöfe. Außerdem hatten die jeweiligen Besitzer der fünf Schlösser, die einstens hier waren, Grundbesitz und Herrschaftsrechte. Jede dieser Herrschaften wachte eifersüchtig über ihre Rechte. Sie ließen es nicht zu, daß Verhaftungen und Exekutionen fremder Mächte auf ihrem Grund vorgenommen wurden. Wollte etwa der Vogt des Grafen von Wallerstein einen Nördlinger Untertan einer Uebeltat wegen einsperren lassen, so mußte er warten, bis dieser extra öttingisches Gebiet betrat. Da ist es denn öfter vorgekommen, daß einer von einer Hochzeit oder Beerdigung weggeführt wurde und im schönsten Sonntagsstaat in den „Turm“ wandern mußte. Es läßt sich leicht denken, daß diese Verhältnisse auf die Dauer unhaltbar wurden. Fing einer etwa einen Prozeß an, so konnte er oft jahrelang warten bis er entschieden wurde. Mehr als ein Rechtsstreit zwischen den Herrschaften ist nach jahrzehntelanger Dauer mit dem alten Deutschen Reich sanft und selig eingeschlafen.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß sich schließlich alle in Trochtelfingen begüterten Herrschaften dahin einigten, den Trochtelfingern eine eigene Gerichtsbarkeit zu geben. Sie erhielten ein eigenes Dorfrecht, das in der alten „Ehehaft“ aus dem 15. Jahrhundert schriftlich festgelegt war. Es wurden zunächst sechs Edelleute aufgestellt (die „Sechser“). Jedes Jahr an Petri Stuhlfeier mußte der Flurer (Flurschütz) die ganze Gemeinde „zusammenbieten“. Es

wurde dann die Ehehaft (das Gesetz) öffentlich verlesen. Dann mußten die „Sechser“ aus der Gemeinde fünf Männer auswählen (3 Bauern und zwei Söldner). Das waren dann die „Fünfer“. Sie mußten mit Handschlag den Sechsern die Treue geloben und bildeten nun für ein Jahr die Gemeindevertretung mit weitgehenden Strafbefugnissen. In vielen Fällen haben auch die Sechser mitgewirkt. Jedenfalls war es so, daß in schwierigen Fällen Fünfer und Sechser gemeinsam entschieden haben. War auch dann keine Einigung zu erzielen, so sollte die Gemeinde selbst entscheiden, also damals schon ein Volksbegehren im kleinsten Maße.

Die alte „Ehehaft“ scheint verloren gegangen zu sein. So wurde nach dem 30 jährigen Krieg im Jahre 1668 die „Erneuerte Ehehaft“ aufgestellt. Da heißt es in der Einleitung: „Des Dorfes Trochtelfingen Wohl herbrachte uhralte Ehehaft undt freyheiten welche jährlich . . . einer versammelten Erbarn gemoindt vorgelesen undt derselben gantzlich nachgelebt werden solle.“ Nun folgt zunächst die genaue Anweisung über die „Fünfer“-Wahl. Dann kommen die verschiedenen Anordnungen für die Bürger, Hirten und „Flurer“, eine genaue Feldordnung, eine Straf- und Einigungsordnung und eine Bestimmung über Gemeindeabstimmung: Sollten in einem Fall Fünfer und Sechser sich nicht einigen können, „so soll es alßdann Vor eine ganze Erbare gemoindt gebracht undt eines jeden hauffseßigen Mannes Stimme darüber vernommen werthen, wohin nun die meisten Stimmen gefallen, dabei soll es sein ordentliches Verbleiben haben.“ In der Pfändungsordnung wird bestimmt, daß wenn die Fünfer pfänden müssen, so solle einer von den Edelleuten ihnen, um der Pfändung Nachdruck zu verleihen, einen Knecht (d. h. wohl einen Bewaffneten) mitgeben, der als Belohnung eine Maß Wein erhalten soll. Wenn aber ein widerhaariger Schuldner trotzdem nicht gebändigt werden könne, so werden auch die Sechser und schließlich sogar die ganze Gemeinde aufgeboten. — Das Pfänden scheint damals mitunter ein recht aufregendes Geschäft gewesen zu sein.

Genau geregelt war damals die Feldwirtschaft. Die Dreifelderwirtschaft war allgemein durchgeführt und es mußte sich jeder aufs genaueste an die Ordnung halten. So wurden zur bestimmten Zeit die Felder von den Fünfern „geöffnet“, das heißt zur Saat und zur Ernte freigegeben, unter anderem wurde bestimmt, daß auf St. Michaels-tag der Acker und das Ried geleert sein müsse. So war das Leben und die Arbeit des einzelnen aufs genaueste geregelt. Jeder mußte sich, (das brachte die damals übliche Dreifelderwirtschaft mit sich) an die vorgeschriebene Ordnung halten. Umso verwunderlicher ist es, daß für Handwerk und Gewerbe aber auch sonst für die Bürger allerhand Freiheiten gewährt wurden. So mußten sich die Handwerker nicht in einer Zunft einkaufen. Es durfte jeder im Dorf ein Handwerk betreiben „ungehindert männliches“. Er solle nicht gezwungen sein ein Meisterstück zu machen. Die im Dorf wohnenden Mehger, „Böken“

und anderen Handwerker sollten sich aber nicht unterstehen, auswärtigen Handwerkern und Händlern hinderlich zu sein. Es dürfe jeder Inwohner arbeiten lassen, wo er wolle. Mit Mehgereien und Bäckereien scheint es damals noch besser bestellt gewesen zu sein als heutzutage, wo die Leute alles auswärts kaufen müssen. Es wird auch noch erwähnt, daß die Wirte Wein und Bier „mit Befreyung des Umgelds außzöpffen“ und Bier selbst „preuen“ dürfen. Auch darf jeder Inwohner in seinem Haus Feste und Hochzeiten halten, wie er will. Das alles erscheint uns heute als selbstverständlich, für die damalige Zeit bedeutete das schon ein ganz erhebliches Maß von Freiheit. Bei diesen Sonderrechten und Freiheiten, die das Dorf Trochtelfingen genoß, ist es nicht zu verwundern, daß es als ein Freidorf bezeichnet wurde. Es muß den alten Trochtelfingern auch nachgerühmt werden, daß sie treu und einhellig für ihre Gesetze und Rechte eingetreten sind. Es mag ein schöner Anblick gewesen sein, wenn jedesmal am „weißen Sonntag“ die ganze Gemeinde versammelt war, Männer und Frauen in gleicher Tracht, alle beseelt von dem festen Willen für Gesetz und Recht einzustehen. Da war nichts mehr zu sehen von der unseligen Zertrennung durch die vielen Herrschaften. Da konnte es jeder noch empfinden, daß sie als Brüder eines Stammes doch zusammen gehörten.

Von denen, die sich nach der furchtbaren Zerrüttung aller Verhältnisse nach dem 30 jährigen Krieg um die Wiederaufrichtung der alten Ordnung ein Verdienst erworben haben, ist vor allem Georg Heinrich Stolz zu nennen. Es war der Sohn jenes Heinrich Stolz, der im Jahr 1641 das jetzt noch erhaltene Schloßchen an der Eger kaufte. Der Vater war kaiserlicher Obristwachmeister gewesen, hatte aber nur vier Jahre sich des erworbenen Besitzes freuen können. Auch der Sohn Georg war zunächst bei dem braunschweigisch-lüneburgischen Reiterregiment. Nachdem er aber sein väterliches Besitztum übernommen hatte, ist er der Heimat treu geblieben bis zu seinem tragischen Tod im Jahr 1704. Er war öfters Sechser und ist Mitunterzeichner der erneuerten Ehehaft vom Jahr 1668. Während die andern Schloßchen zerfallen sind oder umgebaut wurden und ihre Bewohner verschollen sind, blüht die Familie Stolz heute noch in Trochtelfingen. Außer den Herrschaften haben an der Erneuerung der Ehehaft auch die damaligen Fünfer mitgewirkt. Es wird ihnen nachgerühmt, daß sie „ziemliche Mühe angewendet hätten“. Da auch sämtliche Bürger für Ordnung und Recht eintraten, so mußten die höhern Gerichtshöfe der Reichsstädte und Grafen wohl selten in Tätigkeit treten. Aus dem Verzeichnis der Hingerichteten aus der Reichsstadt Nördlingen ist zu entnehmen, daß daselbst ein 19 jähriger Müllerbursche aus Trochtelfingen hingerichtet wurde. Hans Haal, so hieß der unglückselige Mensch, wurde angeklagt, daß er teuflische Künste betreibe. Da er ein Nördlinger Untertan war, kam er vor das städtische Gericht in Nördlingen. Dort wurde er gefoltert. (Die Folterkammer im Rathaus ist jetzt noch zu sehen.) Da hat er denn eingestanden, daß er „mit dem Teufel Verbiündnis aufgericht, auch ein Büchlein

zur Erötung von Vieh von ihm angenommen". Auf dieses Geständnis hin wurde er zum Tode verurteilt und vor der Stadt mit dem Schwert hingerichtet. Sein Körper wurde verbrannt und die Asche in die Winde zerstreut, daß nichts von dem verderblichen Zauber übrig bleibe. Wahn und Aberglaube haben damals auch in den Gerichten ihr finsternes Wesen getrieben und manchen zum Tod verholten. Außer diesem Fall scheinen die Trochtfinger mit dem Hochgericht nicht oft Bekanntheit gemacht zu haben. Es mag da von großer Bedeutung gewesen sein, daß die Gemeinde ihr eigenes Gericht und ihre eigene Gesetzgebung hatte. So fühlte sich jeder Bürger verpflichtet, Gesetz und Sitte zu achten, mehr noch als er es unter dem Zwang der äußeren Verhältnisse getan hätte.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß Trochtfingen in jenen alten Zeiten stark empor geblüht ist. Damals hatte das Dorf über 1100 Einwohner. Der 30jährige Krieg mit seinen Leiden, Feuer, Hunger und Pest haben diese Blüte geknickt. Mehr noch hat die im letzten Jahrhundert einsetzende Landflucht dazu beigetragen, daß die Bevölkerungszahl immer mehr zururückgegangen ist. Heute hat das Dorf kaum mehr 700 Einwohner. Die gewaltig anwachsenden Industriestädte haben die Massen des Volkes an sich gezogen. Ob das ein Glück für unser Volk ist, erscheint uns heute sehr fraglich. Fern vom Getriebe der Großstadt geht das Leben hier ruhig seinen Gang. Die neue Zeit hat neue Verhältnisse gebracht. Das alte Dorfgericht besteht längst nicht mehr. Wer heute mit dem Gericht zu tun hat muß „aufs Oberamt“, was aber selten vorkommt. Sonst aber halten die Trochtfinger noch zäh an ihren alten Sitten und Gebräuchen. Da die Leute hier auch auf Sparsamkeit und Fleiß etwas halten, so ist auch der Gerichtsvollzieher ein unbekannter Gast. Gibt es jetzt auch keinen Fünfer und Sechser mehr zu wählen, so hatte man in letzter Zeit umsoöfter Gelegenheit für Reichstag, Landtag und Gemeinderat zu wählen. Man hat auch im Schwabenland gelernt, den Blick etwas mehr auf das Ganze zu richten und nicht mehr an der Markungsgrenze halt zu machen.

H. Schmid, Trochtfingen i. R.

Dorfordnung aus dem Leintal.

Mitgeteilt von J. Kammerer, Neubronn.

Einen anziehenden Einblick in die rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse einer Leintalgemeinde (wohl Laubach) im 16. Jahrhundert gibt eine Handschrift des Laubacher Schloßarchivs aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In 16 Artikeln regelt da ein Dorfherr Handel und Wandel seiner Untertanen bis ins Kleinste hinein. Wir geben im nachfolgenden das Schriftstück wortgetreu in seiner ursprünglichen Schreibweise wieder. Zum Verständnis der

einzelnen Artikel sei auf den in diesen Blättern erschienenen Aufsatz „Aus alten Zeiten“ verwiesen (Jahrg. 1924/5).

Verbottzedel allen meynen underthonen, wie es gehalten sol werden auf Sant Jorgetag jerlich zu verkünden, fürzuhalten und verlessen.

Erstlich so verbaytt ich allen meynen underthonen das schweren und gozlestera, auch das spillen bey straff zwayer guldin.

Weytter sol kains das ander schmechen noch schenden bey straff 3 guldin und darzu dem geschmechten Abtrag don, was recht wirt.

Zum dritten verbaytt ich allen meynen underthone, das kains dem andern weder im Feld, gertten oder anderstwo, es sey mit grasen oder hietten oder an obs und holz oder an anderem, kain schaden zufiegen sol bey straff 2 guldin.

Zu dem viertten sol nemands die heger oder zein verbrennen verhawen oder zerreyssen noch davon tragen bey straff zwayer guldin mit samp bezalung des schadens.

Zu dem fünfften verbaytt ich, das nemands in kein bom hawen boren oder den schwaynen schelen oder abhawen oder ein fayr daran machen und den bom verbrennen, verderben oder schädigen on wisen der oberkaytt bey straff zehen guldin.

Zu dem sexten sol nemands kain haußgenesen (hausgenosse) on der oberkaytt wisen und wilen annemen bey straff 2 guldin.

Zu dem sibenden so verbaytt ich auch ale meyne hölezer, wisen, waser, gietter, grund und boden eych und menigklich bey zehen guldin nicks darin zu hawen, hareze (harzen), hiette (hüten), vischen, schad lugen (auf Schaden ausgehen) oder anders darin zu thon noch zu handeln, nicks außgenommen on der oberkaytt wissen und wilen.

Zu dem achten sol kains kain wild obs auff meynen grinden und oberkaytt schittlen, schlagen, brechen oder klauben und aintragen, es sey im dan von der oberkaytt erlaubt bey straff 2 guldin.

Zu dem neynnten verbaytt ich, das nemands kain flachs oder hanff in der stuben oder hauß dören sol, auch kayn bey dem liecht beraytten oder dabey treschen. Er solt auch die fayrstatt und das fayr wol versorgen und bewaren auch in den heysern nit laugen oder weschen bey straff 2 guldin.

Es sol auch nemands kain fremden oder unbekanten iber nacht behalten, sonder die fraynlich (freundlich) in ander flecken.

an der straß, da wirtschaften send, abweysen bey straff 2 guldin.

So aber ein krancer oder lamer mensch von aim andera flecken in mein gebiet oder flecken gefiert wurde, so solen in die lechner (Lehner) die nit höff haben, ain nach oder zwe, nach Gelegenhaytt der sach beherbergen und die bauren solen ime zimliche liffe (wohl - Hilfe) geben und in darnach aus meinen gebieten und flecken in ain andere herschaff und flecken fieren.

Zu dem olfften: wan ainer ein knecht in aim jar dingett, der vierzechenjerig oder darob ist, der sol dan innerhalb ach tagen zu der oberkeit schicken, das er ir glob (gelobe) dieweyl er da ist bey straff 2 guldin.

Item welcher wiesen an der leyn ligen hatt, der selbig sech (sehe), das er die weyden oder schoß nit wiedt oder verderb und schneyd oder sunst an keinem ortt, bey straff 10 guldin fünf schiling.

Item ich verbaytt auch, das kains seine henna oder henner und anders auff die besempte (besamte) ecker oder anderswo lauffen laß, das es dem andern schaden die, bey straff 2 guldin und verlierung des gefügels.

Item ich verbaytt auch das kainer nichts von kaym juden enttleihen sol oder auff borg von inen ettwas kauffen oder inen ettwas verseczen (versetzen) und nix mit inen zu handtieren haben oder sie behausen, beherbergen bey verlierung seines guts und ainer leybstraff.

Item es sol nemands kayn gemaynd (Gemeindeversammlung) on der oberkaytt wissen und wilen berieffen oder samlen on die (außer die), den es befohlen ist bey 10 Guldin und fünff schiling und ainer straff am leyb.

Item welches under meynen underthonen sech (sähe) oder wiß, das ains oder mer die jeczigen obgemelten verbott ains oder mer ibertretten und nit halten welt oder sunst meinen schaden seche und verneme, es wer an marckstaynen, an laucha (Grenzzeichen), an hölczer oder an wayd und an waser, es sey mit hietten, treyben, vischen, widen oder weyden schneyden, an ecker oder wisen, wo oder wie das genannt wer und derselbig mensch zaygt es der oberkaytt nit an, der oder dieselbigen solen um 10 Guldin funff schiling gestraff werden onnachlesig zu bezalen.

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn, Post Hohenstadt.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Aufbau vor 100 Jahren.

Ein altschwäbisches Industriebild
Von Dr. A. Marquard *

Mit Gigen und Gagen fuhr am 1. Mai 1825 der ordinari Postwagen von Gmünd vormittags gegen 11 Uhr im stillen Städtchen Aalen ein. Am Gasthaus zur „Post“ entstieg ein einziger Reisender der gelben Kutsche, ein schwächlicher, kränklich aussehender Herr im Bratenrock. Der Posthalter machte seinen Bückling: „Ich habe doch die Ehre, Herrn Dr. Dangelmaier aus Gmünd zu begrüßen?“ „Ja, ja“, war die erstaunte Antwort, worauf der Posthalter sich beeilte, mitzuteilen, daß der Kgl. Hüttenverwalter Faber von Wasseralfingen bereits einen Boten zum Abholen geschickt habe. „Da sitzt er, ich habe ihm einstweilen ein Speckweckle zum Vespere gegeben. Wollen der Herr Doktor nach der langen Fahrt auch etwas genießen? Herr Doktor sehen angegriffen aus und nach Wasseralfingen ist's auch eine gute halbe Stunde. Wir haben eine gute Knöpflesuppe und Süßbrühfleisch!“ „Ist gut“, nickte der Reisende, „ich muß aber dann doch so schnell wie möglich nach Wasseralfingen.“ Der Wirt schoß ab in die Küche. Der Reisende war der Redakteur Dr. Jakob Dangelmaier aus Gmünd, der Herausgeber des „Gewerbefreund oder Kunst- und Gewerbeanzeiger aus dem Königreich Württemberg“, des ersten Fachblattes, das sich vom Jahr 1825 an der Darstellung und Förderung des beginnenden Fabrikwesens in Schwaben widmete. Nach längeren bedenkenvollen Verhandlungen hatte das Kgl. Bergwerks-Departement endlich die Erlaubnis zur Befichtigung des Erzgrubenbetriebes und des Hüttenwerks Wasseralfingen erteilt. Mit dem Gebiet der Fürstprobstei Ellwangen, das dem Friedensvertrag von Luneville im Jahr 1801 zufolge an Württemberg kam, waren auch die ellwangischen

* Der Abdruck dieser Schilderung aus dem „Schwäb. Merkur Nr. 48 vom 30. Januar 1926“ erfolgt mit gütiger Genehmigung des Verfassers und Verlages.
Die Schriftleitung.

Eisenwerke, Wasseraalzingen voran, württembergischer Staatsbesitz geworden. Seit einiger Zeit vernahm man von dort sehr erfreuliche Dinge. Der letzte fürstbischöfliche Hüttenverwalter Högg war seit dem Jahr 1811 durch einen jungen Mann namens Faber mit dem Zunamen du Faure abgelöst worden, von dem man Erstaunliches berichtete. Im Bergwerk habe er alle die alten Stollen verbessert, neue Stollen angelegt, die schon fünfmal so viel Grubenerze lieferten, als unter Ellwangscher Regierung, er habe ganz neue Erzfelder entdeckt, unentwegt werde neu gebaut und verbessert, im Hüttenwerk sei eine derartige Umwälzung vor sich gegangen, daß der Finanzminister jedesmal beim Empfang der Abrechnungen das Schmunzeln bekomme. Faber habe eine Feingießerei errichtet, ein Blechhammerwerk, eine Maschinenwerkstatt, eine Gußstahlfabrik, neue Hammerwerke erstellt. Kurz, er sei der reine Hegenmeister, der Erz aus der Erde grabe und Gold dafür in die Staatskasse liefere. Der Dr. Dangelmaier wollte in seinem „Gewerbefreund“ der staunenden Bevölkerung nun einmal einen richtigen Begriff von der Sache geben und das Werk beschreiben. Als bald nach der Mahlzeit in der „Post“ begab er sich in Begleitung seines Führers nach Wasseraalzingen. Das ganze Hüttenwerk machte damals mit seinen 12—14 im rein ländlichen Stil erbauten Gebäuden den Eindruck einer Art landwirtschaftlichen Domäne, nur zwei oder drei stark rauchende Kamine ließen den gewerblichen Charakter der Häusergruppe erkennen. Dangelmaier zog ein Schulheft heraus und begann eine flüchtige Skizze zu entwerfen, als sich im Verwaltungsgebäude ein Fenster öffnete und eine laute Kommandostimme ihn aufforderte, hereinzukommen, das Bild sei schon fertig. Das war Faber du Faure selbst und Dangelmaier trat respektvoll näher. Im Zimmer befand sich ein weiterer Herr, der als Inspektor Konrad Weitbrecht vorgestellt wurde. Ohne sich viel auf Formalitäten einzulassen, begann Faber du Faure: „Wir haben nicht viel Zeit, aber es wird schon möglich sein, in einigen Stunden zu zeigen, was wir sind, was wir können, was wir wollen. Beginnen wir beim Bergbau. Bei meinem Amtsantritt vor 14 Jahren war ich gerade 25 Jahre alt, wohl mit einigen Kenntnissen versehen, aber ohne große Praxis und Erfahrung und hier sah es ganz böß aus. Auf Erz wird hier schon seit Jahrhunderten gegraben, bald da, bald dort wurde ein Loch aufgemacht, bis es wieder voll Wasser lief und stehen gelassen wurde. Die Erze wurden in Körben zusammengetragen und auf einen Haufen geworfen. Die Ausbeute war unsicher und zufällig. Erst der Obersteiger Bloch, der vor 31 Jahren hier gestorben ist, brachte etwas System in die Sache. Sechs Stollen trieb er nach und nach in den Berg, als letzten den noch vorhandenen Clemensstollen; mit 58 Bergleuten förderte er im Jahre 1802 immerhin schon gegen 75000 Zentner. Der Hauptstollen ist heute der sog. Wilhelmstollen, wir sind aber daran, ihn abzufelsen, weil wir weit ergiebigere Felder südöstlich erschließen. Der Bedarf in der Hütte ist aber schon so angewachsen, daß wir jedenfalls zu unserer eigenen Produktion noch Erze in Königsbronn zukaufen

müssen. Das ganze Gebiet ist ebenso unermeßlich wie unberechenbar in der Ausbeute. Man wird noch hunderte von Jahren Erze bekommen können! Unsere Leute sind tüchtig und fleißig. Unter den Obersteigern oder, wie man früher sagte, Erzmeistern, stehen die Erzknappen, die Häuer, die Tagelöhner und die Lehrlinge. Die Erzknappen sind alle lebenslänglich angestellt. Meist waren schon ihre Väter und Schwiegerväter da tätig. Man muß natürlich auf strenge Ordnung halten, da mit dem Betrieb immerhin Gefahren verbunden sind. Aber es ist da auch gesorgt für die Leute. Wir haben eine sog. „Krankenlade“ mit bestimmten Unterstützungen in Krankheits-, Unfall- und Sterbefällen, die seit kurzem zu einer „Zunft- und Hilfskasse“ ausgebaut ist. Vorsteher der Kasse ist der Hüttenverwalter. Je am 1. Juni ist allgemeiner Zunfttag mit Gottesdienst und Generalversammlung. Da kann jeder seine Wünsche und Beschwerden vorbringen. Die meisten Leute wohnen in den zum Werk gehörigen Laborantenhäusern, sie leben gut, viel besser, als die Bauern, die froh sind, ihnen Milch, Butter, Eier, Fleisch verkaufen zu können. Vom Bergbau werden wir also mit Erz versorgt. Das Hüttenwerk, der zweite große Teil der Anlage, verschafft die Erze. Die Gießerei besteht seit 1668. Es war da ein höchst bescheidener Schmelzofen, der mit Holzfohlen und einem schafledernen Balggebläse betrieben wurde, ein Schlackenwaschhaus, eine Pochhütte zur Verkleinerung des Erzes und eine Kohlenhütte. Nach 30 Jahren kam ein weiterer Schmelzofen dazu, vor 45 Jahren, jetzt wurde wieder einer erstellt, ein Verwaltungsgebäude wurde errichtet, ein Laborantenhaus und eine Schlackenwäsche. Ursprünglich wurde nur Masselguß für Hammerwerke ausgeführt, Gußwaren nur selten, in kriegerischen Zeiten wurden auch Kugeln und gar Granaten gefertigt. Um die weitere Entwicklung hat sich mein Vorgänger, der Schmelzverwalter und Hofkammerrat Högg, sehr große Verdienste erworben und die Produktion an Masseleisen fast verdreifacht. Unter der Ellwangschen Herrschaft kam aber nicht zu viel dabei heraus, da die Klöster, die Pfarrhäuser umsonst oder zu halben Preisen ihre Ofen bekamen, ebenso die herrschaftlichen Diener und Beamten und außerdem die im Dienst der Probstei stehenden adeligen Herren. Vieles wurde überhaupt nicht bezahlt. Im Jahr 1804 wurde wieder ein neuer Hochofen, der Friedrichsofen, erstellt. Vor 14 Jahren war aber alles in ziemlich schlechtem Zustand, die Hütten zerfallen, der Wasserbau mangelhaft, daß in regelmäßiger Tour gar nicht gearbeitet werden konnte und das Personal war schlecht ausgebildet. Zuerst haben wir die Wasserkraft richtig ausgebaut. Seit dem Jahr 1821 haben wir nun zwei völlig neue Hochofen und haben den einen wieder Friedrichsofen, den andern Wilhelmsofen benannt. Jeder Ofen liefert jetzt 22000 Zentner Eisen im Jahr; wovon die Hälfte zu Gußeisen verarbeitet, die andere Hälfte im Kupelofen wieder umgeschmolzen wird. Die Gußwaren bestehen in Plattenöfen, einzelnen Platten zu Kochherden, Küchengeschir, Maschinenteilen, Geländer, Rundöfen, Monumenten, Statuen, die feineren Gußwaren in Medaillons, Leuchtern und Uhren. Durch Ver-

besserung der Manipulation im Frischherd haben wir das geschmiedete Eisen so sehr verbessert, daß das ausländische Eisen für unsere Drahtzüge ganz entbehrlich wird und wir sogar Salzpflanzen für unsere Salinen liefern können, die bisher alle von England bezogen werden mußten. Vor allen Dingen haben wir die Gießerei völlig umgewandelt und erweitert. Alle die alten Holzmodelle wurden durch metallene ersetzt und die alte Werksägmühle in eine Dreh-, Polier- und Bohrwerkstätte umgestaltet. Für die künstlerisch feinen Modelle sorgt hier Freund Weitbrecht. Seine Ofenplatten mit den schönen Gebilden erfreuen sich allgemeiner Beliebtheit und großen Absatzes. 1821 haben wir außerdem einen Kupolofen erstellt, die Erzpoche ist vollständig erneuert, ferner machen wir einen Versuch mit Erzeugung emaillierter Kochgeschirre im alten Schloß im Dorf dort drüben. Neu ist auch die Werkstätte für Groß- und Kleindreherei, eine solche für feinere und eine für gröbere Schlosserarbeiten, eine Schreinerei, eine Ziselleurwerkstätte und weitere Arbeiterwohnungen. Ferner machen wir erfolgreiche Versuche mit Erzeugung von Gußstahl. Da schreibt gerade der chirurgische Universitätsinstrumentenmacher Hölzle in Freiburg, daß sich der Wasserralfinger Stahl über alle Erwartungen erprobt hat und daß er dem englischen, den man dort bisher bezog, nicht nur an die Seite gesetzt werden kann, sondern ihn wegen seiner Solidität, Feinheit im Bruch, seiner bedeutenden Härte, sowie vorzüglichen Schneide- und Schwärze der Politur vorzuziehen ist. Neu ist sodann ein Walzwerk zur Fertigstellung der viel verlangten eisernen Faßreifen, die bisher in großer Menge vom Rheinland her eingeführt wurden. Aber alles ist noch im Werden und Entstehen und wenn mir Gott weiter Kraft und Gesundheit verleiht, werden wir in zehn Jahren ein Werk hier haben, das ringsum großen Nutzen verbreitet. Sehen Sie, das ist unser Stolz und unsere Freude hier, es ist aber auch der Anfang einer neuen Zeit für unser armes Land. Wir sind sicher, daß wir bald nicht nur den ganzen Bedarf an Eisen für Württemberg, an Erzeugnissen für Fabriken aller Art, an Produkten für die ackerbauende Bevölkerung schaffen können, sondern auch den Nationalreichtum vermehren können, durch Aufnahme von Lieferungen in das Ausland. Seit zehn Jahren braucht aus dem Bezirk Aalen aus Not niemand mehr auszuwandern. Die Bevölkerung des Oberamts hat um 2000 Menschen zugenommen. Der Wohlstand hebt sich sichtlich, alle haben richtige Nahrung, gute Wohnung, bessere Kleidung, bequemes Hausgerät und mannigfache Lebensbequemlichkeiten, die unser Volk bisher nicht gekannt hat. Unser Beispiel wird aber auch dazu beitragen, daß andere Schwaben ihre Kapitalien und ihren Unternehmungsgeist der Vermehrung der Industrieproduktion widmen und jeder kleine Anfang wird einer großen Erweiterung fähig sein. Wie in England, so muß auch bei uns eine Masse von Talenten und Kapitalien erwachsen, um die unbenützten Schätze des Landes zum Ertrag zu bringen und neue Kulturen einzuführen. Je mehr wir arbeiten, desto mehr wird unser Land die Mittel bekommen, die Produktion unserer Fabriken zu kaufen und

zwar aus allen Zweigen des Manufakturwesens und das ist auch das beste Mittel zur Hebung des Ackerbaus und zur Stärkung des Staates. Eine Tat folgt aus der andern und es ist für uns beide, Weitbrecht und mich, ebenso unterhaltend als fruchtbar, wenn wir uns wechselseitig Rechenschaft vom Gang unserer Arbeit und unserer Erfolge geben können. — Und nun wollen wir einen Gang machen erst zu den Erzgruben, dann durch die Hütte, aber ich rate Ihnen, den Bratenrock gegen einen derben Werksittel umzutauschen, denn wo Essen rauchen und Funken sprühen, könnte ihm Leides geschehen.“

So schloß Faber seine Rede, aus der sich Dangelmaier das notierte, was wir hier ungefähr wiedergegeben haben. Er dankt dem Verwalter Faber und konnte nur schwer die richtigen Worte finden gegenüber der Fülle von Material, das ihm da für sein kleines Journal zusfloß. Gegenüber den bescheidenen Geschäften seiner Heimat Gmünd war ihm das alles so großartig und imponierend, daß es ihn heiß überlief bei dem Gedanken, wie er das in seinem „Gewerbesfreund“ alles unterbringen sollte. Die Aufgabe aber erschien ihm titanenhaft, als er nachher unter Führung Fabers erst in den mit Rüböllampen beleuchteten Wilhelmstollen hineinschritt, das schwierige Hauen der Erze, die Förderung auf den rasch laufenden „Hunden“ bestaunte und nachher am Wilhelmsofen das flüssige, glühende Eisen in die Behälter und Formen laufen sah, wie die Erzmeister, Laboranten, Former, Gießer, Ofenknechte, Aufseher, Schlackenführer herumhantierten, als er in der stilleren Modellwerkstatt dann die Künstlerarbeit Weitbrechts bestaunte und im Lagerschuppen die fertigen Ofen, Gußwaren, Maschinenstücke und viele andere Dinge erblickte, über deren Zweck und Verwendung ihm nochmals Aufschluß gegeben wurde. Es war schon später Abend, als er nach lebhaftester Bezeugung seines ungemessenen Respekts von Faber den fauren Abschied nahm und höchst gedankenvoll seinem Quartier in Aalen zuwandelte. Er war überzeugt, den Anfang einer großen Zeit gesehen zu haben und wollte in umfassenden Abhandlungen dem Schwabenvolk davon Kenntnis geben. Aber es ging über seine Kräfte. Das spürte er nach den gewaltigen ungewohnten Anstrengungen des Tages. Mit Mühe schrieb er, nach Gmünd zurückgekehrt, eine kurze Arbeit nieder über das Gesehene mit dem Versprechen, das ganze Große später ausführlich zu schildern. Er ist aber nicht mehr dazu gekommen. Eine schon lange an ihm zehrende Krankheit warf ihn bald aufs Lager, von dem er sich nicht mehr erhob. Der Name des Mannes mit dem guten Willen, dem damals beginnenden Aufbau der württembergischen Industrie ein literarisches Denkmal zu setzen, sei darum bei dieser Gelegenheit hier der unverdienten Vergessenheit entzissen.

Erinnerungen an die Köhlerei im Oberamt Aalen.

Von Hauptlehrer Müller, Fachsenfeld.

Im Jahr 1816 wurde die sogenannte Kohlenstraße angelegt, welche von Wasseralfingen das Kochertal hinab nach Abtsgmünd und von dort in die Wälder der Adelsmannsfelder Gegend führte. Damit sollte eine Gelegenheit geschaffen werden, auf bessere Weise als bisher die im Waldgebiet erzeugten Holzkohlen dem damaligen königlichen Hüttenwerk Wasseralfingen zuzuführen. Schon aus der Tatsache, daß eine „Kohlenstraße“ erbaut wurde, läßt sich ersehen, welch wichtige Stelle unter den Erwerbszweigen die Köhlerei früher in unserem Bezirk einnahm, und von welcher Bedeutung sie im besonderen für das Schmelzwerk in Wasseralfingen war. — Während manche ältere Leute noch aus eigener Anschauung die Köhler und ihre Arbeiten kennen, sind den Jüngeren unter uns diese ruhigen Gestalten meist nur aus Schilderungen in Märgen und Sage bekannt.

Sobald der Schnee geschmolzen war, zog der Köhler in den Wald, wo er sich aus jungen Tannen eine Hütte erbaute. Mit Rinde und Rasen bedeckte er die undichten Stellen zum Schutz gegen Wind und Wetter. Als Türe und Fenster zugleich diente ihm eine einzige Oeffnung. Die einfache Ausstattung im Innern bestand aus einem grob gezimmerten Tisch und einer Bank. Dort saß er nach vollbrachter Arbeit, um seine selbstzubereitete Mahlzeit, eine Schwarzbrottsuppe, mit eigenhändig geschnitztem Holzlöffel zu genießen. Eine willkommene Abwechslung in seinem einsamen Waldleben mag es für ihn gewesen sein, wenn ab und zu seine Frau oder die Kinder ihn mit seiner Leibspeise, einer Schüssel „Sperrknecht“ überraschten. Nun zu seiner Arbeit!

Auf einem freien Platz inmitten der rauschenden Tannen säubert der Köhler den Boden von Unkraut und Unebenheiten. In die Mitte desselben steckt er einen 2½ Meter langen Pfahl, um welchen er rings im Kreis trockene Holzspäne streut. Der Durchmesser der so bestreuten Kreisfläche mißt etwa 6 Meter. Darauf werden nun die vom Gehilfen zugerichteten Holzscheiter geschichtet und zwar so, daß der Haufen nach oben spitz zuläuft. Die Höhe des Haufens (Kohlenmeiler) beträgt 2½ Meter. Um die obersten Scheiter auslegen zu können, mußte er mit einer Leiter den Meiler ersteigen. Der ganze Meiler wird nun mit einem Mantel von Laub, Moos, Rasen und Erde bedeckt, so daß kein Holz mehr zu sehen ist. Nur in der Nähe des Bodens bleibt eine kleine Oeffnung, das Zündloch. Dorthinein legt der Köhler auf die Späne einige glühende Kohlen und verstopft dann das Loch. Die Späne fangen Feuer. Jedoch ist so wenig Luft im Meiler, daß das Holz nicht verbrennt, sondern nur verkohlt. Zum Aufbau des Meilers braucht er ein bis zwei Tage Zeit; 30 bis 50 Kubikmeter tannes oder buchenes Holz hat er dazu verwendet.

Nach kurzer Zeit ist der ganze Meiler in dichten Qualm gehüllt. Der Rauch drückt Löcher in den Mantel, und wenn nicht schnell der Köhler mit einer langen Stange (Schürbaum) noch mehr Oeffnungen zum besseren Rauchabzug in den Mantel stoßen würde, könnte es vorkommen, daß der ganze Mantel vom Druck des Rauches abgehoben würde. Allmählich läßt der Rauch nach. Es steigen nur noch kleine Wölkchen aus dem Meiler empor. Die Zeit ist gekommen, um die Oeffnungen und Risse des Mantels mit Erde, Moos usw. wieder sorgfältig zu verstopfen. Andernfalls würde frische Luft zu den verkohlenden Scheitern gelangen, und sie könnten verbrennen.

So glockt das Holz unter dem luftabsperrenden Mantel 10 bis 14 Tage lang fort. Um zu verhindern, daß irgend eine Oeffnung in dem Mantel entstehe, ist die dauernde Anwesenheit des Köhlers unbedingt erforderlich. Jedoch kann er die freie Zeit zum Schnitzen von Holzlöffeln, Tellern, Schachteln und ähnlichen Holzwaren verwenden, die ihm einen kleinen Nebenverdienst einbringen. Sogar während der Nacht muß der Meiler beaufsichtigt sein. Meist wechselt der Köhler mit seinem Gehilfen in der Nachtwache ab. Letzterer sagt, wenn er nicht anderweitig in Anspruch genommen ist, Holz zu neuen Meilern.

Schluß folgt.

Bücher- und Zeitschriftenschau.

Unter dieser Ueberschrift will die Schriftleitung über Schriften zur Geschichte und Heimatkunde unserer engeren Heimat berichten und so Bausteine zusammentragen helfen, zum Aufbau einer örtlichen Bibliographie, d. h. eines Verzeichnisses aller vorhandenen, in das Gebiet der Heimatkunde unseres Bezirks im weiteren Sinn einschlagenden Schriften.

Wir wollen künftig in zwangloser Folge kurz alle einschlägigen Neuerscheinungen hier anzeigen und besprechen. Wir bitten, Verfasser und Verleger uns ihre Werke zur Besprechung mitzuteilen, sowie alle Freunde unserer Sache, uns durch Hinweise zu unterstützen, um eine möglichst vollständige dieser Schau zu erzielen.

Zum neunten Male erscheint, zugleich als Vereinsgabe für 1926/27, ein Jahrbuch des rührigen Geschichts- und Altertumsvereins Ellwangen (Ellwanger Jahrbuch 1924/25, zu beziehen durch die Buchersche Buchhandlung, Ellwangen, 3 Mark.) Aus der Fülle der Aufsätze zur Ellwanger Geschichte, die weit über das Lokalgeschichtliche hinaus Bedeutung haben, weisen wir nur hin auf Beiträge zur Geschichte unserer engeren Heimat. Dr. Ph. Funt-München behandelt den Lebensgang eines Vertreters der Aufklärungszeit des 1766 zu Abtsgmünd als Sohn einfacher Leute geborenen Theologen Jakob Salat, der in den Bahnen des Philosophen Kants wandelnd, beeinflusst vom herrschenden Zeitgeist der Aufklärung in Gegensatz zur festen Form des überlieferten Kirchenglaubens geriet. „Salat ist ein in seiner Art vollendetes Exemplar schwäbischer Verbindung von sittlicher Ernsthaftigkeit u. vernunftgläubiger Zerkleinerung.“ Einsam, ohne Erfolg, starb Salat 1851 in Landsbut. Pfarrer Dr. Zeller gibt kleine Beiträge zur Lebensgeschichte der beiden Ellwanger Reformatoren Krefz und Mumpach sowie zur Geschichte des Bauernkrieges in der Ellwanger Gegend. Wir dürfen von ihm, dem gründlichen Kenner, noch eine bis jetzt fehlende, eingehende Darstellung der Reforma-

tionsversuche und des Bauernkrieges im Gebiet der ehemaligen Fürstpropstei, zu der auch namhafte Teile des Alalener Oberamts gehörten, erwarten. „Von der guten alten Zeit“ weiß aus alten Staatshandbüchern des Schwäbischen Kreises Landgerichtsrat D. Häder zu erzählen. Den 192 Seiten starken Band schmücken eine Reihe Photographien und Zeichnungen, sowie ein Farbdruck. Rühmend ist zu erwähnen, daß namhafte Beihilfen der Gönner des Vereins die Herausgabe dieses Jahrbuchs ermöglicht haben.

Die pädagogische Arbeitsgemeinschaft des Bezirks Heidenheim legt die 1. Folge ihrer „Heimatblätter“ (Bilder und Geschichten aus dem Bezirk Heidenheim) vor (Buchdruckerei C. F. Rees, Heidenheim), die vor allem der Pflege der Heimatkunde in der Schule dienen sollen. Das erste bildgeschmückte Heft mit seinen mannigfaltigen Beiträgen in gebundener und ungebundener Rede mit trefflichen Bildbeigaben ist ein verheißungsvoller Anfang. Für unseren Bezirk ist ähnliches geplant.

Professor W. Klein behandelt das Werk Johann Michael Keller's und seiner Mitarbeiter in einem vorzüglich ausgestatteten 3. Band seiner *Gmünder Kunst*. Nach einer Darstellung des Lebens Kellers und seiner Gmünder Umwelt gibt Klein einen Ueberblick über das Schaffen Keller's, der beim Bau der Abteikirche Neresheim 1757—77 leitend mitgewirkt hat. Der Umbau der Pfarrkirche in Unterkochen 1764/65 ist zwar urkundlich für Keller nicht gesichert, aber sehr wahrscheinlich; ein weiteres Werk Kellers ist die evangel. Stadtkirche in Alalen 1765/66, deren Baugeschichte Dekan Rohrer in einer besonderen Schrift anziehend dargestellt hat. Verdienstvoll ist, daß Klein auch den Mitarbeitern Kellers nachgegangen ist: Joh. Anwander, der die Unterkochener Kirche ausgemalt hat, und Joh. Michael Storr, der kunstvolle Altargitter für Alalen 1771 gefertigt hat. Das Werk mit seinen prächtigen Abbildungen auf Kunstdruckpapier gibt ein anschauliches Bild der Barockkunst der Stadt Gmünd, in der Keller die meisten seiner Werke geschaffen hat (Augustiner-, Dominikaner-, St. Leonhardskirche, Rathaus, Stadtgartenlusthaus und eine stattliche Anzahl Bürgerhäuser.) Wir werden später noch einmal auf diese Arbeit, zu beziehen durch Profurist August Eiberger, Gmünd, Oberbetringerstraße 6, zurückkommen.

Wertvolle Beiträge zur Heimatgeschichte im weiteren Sinn enthält die Festschrift „Württembergische Studien“, die anlässlich des 70. Geburtstages von Prof. Nägele, dem verdienten Vorstand des Schwäb. Albvereins, erschien. Wenn auch die Geschichte unserer engeren Heimat nur da und dort gestreift wird, so enthält doch das sorgfältig ausgestattete Buch eine Reihe von Beiträgen, besonders in seinem 1. Teil, der die anlässlich der Ausstellung „Schwäbisches Land“ gehaltenen Vorträge wiedergibt, die es verstehen, einen Einblick in die reiche Eigenart des natürlichen und geschichtlichen Werdegangs unseres Landes zu gewähren z. B. Lämle, über das württembergische Volk, Schwenkel, die schwäbische Landschaft; Gößler, vom Werden und Wesen unserer frühesten Kultur; Ernst, die Entstehung der württembergischen Städte, u. a. Eine feine Plauderei von R. Gradmann, der Wegzeiger bildet den Beschluß des 252 Seiten starken Bandes (Verlag Silberburg, Stuttgart), für Albvereinsmitglieder beim Bezug durch den Vertrauensmann ermäßigten Preis. 3 Mk. 50 Pfg., sonst 6 Mark.) Kammere.

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn, Post Hohenstadt.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Erinnerungen an die Köhlerei im Oberamt Alalen.

(Schluß)

Von Hauptlehrer Müller, Fachsenfeld.

Sobald kein Rauch mehr aus dem Meiler dringt, vermutet der Köhler, daß seine Kohlen fertig sind. Zur Probe stößt er einige Lächer in den Mantel. Wenn auch jetzt kein Rauch zum Vorschein kommt, sind die Kohlen fertig. Mit langen eisernen Haken wird der Meiler auseinandergerissen, und die Kohlen können sich an der Luft abkühlen. Je nach ihrer Größe werden sie dann sortiert, in bereit gehaltene Zuber gefüllt und fortgeführt. Schöne edle Pferde von dem einst berühmten, schweren Alalener Schlag, der bis in die Schweiz und nach Frankreich hinein seinen Absatz fand, waren vor die Köhlerwagen gespannt.

Ein kleiner Teil der Holzkohlen wurde in den Pulvermühlen bei Abtsgmünd und Unterkochen abgesetzt. Dort wurden sie zerstampft und mit Schwefel und Salpeter vermischt. Das so gewonnene Schießpulver wurde in größeren Mengen an die Militärverwaltungen geliefert. — Ein weiterer Teil blieb in den an der „Kohlenstraße“ gelegenen Ortschaften zu Feuerungszwecken zurück. Der Hauptteil aber kam in das Schmelzwerk Wasseralfingen, welches auch drei Viertel an den Unterhaltungskosten der „Kohlenstraße“ zu tragen hatte; die an der Straße liegenden Gemeinden bezahlten ein Viertel, ganz entsprechend der bezogenen Kohlenmenge.

Solange in Abtsgmünd noch das Schmelzwerk im Gange war, bezog dasselbe ebenfalls die in der Nähe hergestellten Kohlen. Beim Abtsgmünder Werk stand eine Kohlenscheune, die einen Vorrat von 15000 Zuber Kohlen faßte. Das Hüttenwerk in Wasseralfingen besaß 7 Kohlenscheunen. Eisenfabrikation und Köhlerei standen also in den engsten Beziehungen zueinander. Die Anlage der Hüttenwerke

war überhaupt nur durch den leicht erreichbaren Holz- bezw. Kohlenreichtum ermöglicht worden, der in der näheren Umgebung vorhanden war. Auf diese Weise fand ein viel größerer Teil der Waldbewohner seinen Verdienst durch die Verbindung von Köhlerei und Schmelzwerken, als gewöhnlich angenommen wird. Für private Zwecke wäre der Köhlereibetrieb in diesem großen Umfang nicht benötigt worden. Erst durch zunehmende Verwendung der Steinkohlen flaute später das Kohlenbrennen ab.

Auch die Hüttenwerke in Unterkochen und Königsbrunn waren regelmäßige Abnehmer der Kohlen. Insgesamt verbrauchten noch im Jahre 1850 die Hüttenwerke im Kocher- und Brenztal mehr als 200.000 Zuber jährlich. Sowohl in Staats- als auch in Privatwaldungen wurde das Holz zu den Meilern gefällt. Häufig waren waldbesitzende Bauern zugleich Köhler. Sie arbeiteten auf eigene Rechnung. Andere hatten ihren regelmäßigen Kohlenabsatz durch Verträge mit den Hüttenwerken gesichert. Nicht selten wurden auch ins benachbarte Bayern die Kohlen ausgeführt.

Im Jahr 1842 war im sogenannten Rechenhölzle, eine halbe Stunde unterhalb Abtsgmünd, nicht weit von der Rothmündung entfernt, eine ständige Köhlerei errichtet worden. Es war die größte Köhlerei des Bezirks. Damit dorthin auf die einfachste und billigste Art das Holz aus den nördlich gelegenen Waldungen herangeschafft werden konnte, wurde in der Roth auf einer Strecke von etwa 3 bis 4 Stunden wieder eine Floßgasse hergestellt. Schon ehemals war die Roth für Holzflöße, die auf der Roth und dem Kocher bis nach Hall hinabfuhr, floßbar gewesen. Dort, im Rechenhölzle, waren 30—40 Meiler zu gleicher Zeit im Betrieb. Die Hüttenverwaltung hatte die Leitung der ganzen Anlage in den Händen, seit 1844 das Forstamt. Eine ganze Anzahl freundlicher Bloßhütten standen beieinander. Selbst eine von jedermann gern besuchte Wirtschaft fehlte in dem einsamen Talwinkel nicht.

Noch sind die vielerlei Nebenerzeugnisse zu erwähnen, welche zugleich mit der Kohle oder nebenher aus dem Holz gewonnen wurden. Vor allem waren es Pottasche, Teer, Harz, Pech und Kienruß. Diese fanden wegen ihrer besseren Transportfähigkeit auch eine ausgedehntere Verbreitung als die Kohlen. Durch stark betriebenen Hausierhandel kamen sie durchs ganze württembergische Land, nach Baden, Bayern, Hessen und in die Schweiz. In Adelsmannsfelden und Pommertsweiler wurden von den Köhlern nebenher grobe Holzwaren verfertigt: Korn- und Wurfschaukeln, Schüsseln, Teller, Mulden und allerlei Maße.

Ebenfalls beschäftigte sich eine Anzahl der Köhler zugleich mit der Pottaschensiederei. Im ganzen befanden sich 1852 im Bezirk noch 4 Pottaschensiedereien mit 4 Arbeitern.

Die beim Kohlenbrennen entstandene Asche wurde ausgelaugt, die Lauge gesotten, bis als Bodensatz die Pottasche übrig blieb, nachdem das Wasser verdampft war. Sie fand ihre Verwendung

bei der Glasbereitung und der Seifenfabrikation. Der Kienruß diente zur Herstellung von Druckerschwärze. Zur Harzgewinnung schnitt man im Mai mit dem Messer Risse in die Rinde von Tannenbäumen. Das herausquellende Harz leerte der Köhler in einen Kessel, wo es erhitzt und verflüssigt wurde. Durch die dem Harz anklebenden Rindenstückchen bekam der Harzbrei eine schmutzige Farbe, und die erkaltete Mischung, die zuvor zu einer Öffnung auf dem Boden des Kessels herausgelassen worden war, kam als Pech in den Handel. —

Heute noch findet der Landwirt Spuren des ausgestorbenen Köhlergewerbes in seinen Wiesen und Aekern. Auch dort, wo zum Teil die Wälder spärlich geworden sind, in dem südlich des Kochertals gelegenen Well-Land, erinnern dunkle oder schwarze Bodenstellen, häufig kleine Holzkohlenstückchen enthaltend, an die früher auf dieser Stelle ausgeübte Köhlerei. Immer lassen solche Plätze den Schluß zu, daß hier vor nicht allzuerner Zeit Wälder gestanden sind. Ganz deutlich unterscheidet sich die hellere Erdfarbe der weiteren Umgebung von der schwarzen Kreisfläche, die etwa 6 Meter im Durchmesser hat. „Köhlerplatten“ werden daher mit Recht solche Plätze jetzt noch vom Volk genannt.

Wenn auch die Lebensweise der Köhler ärmlich war und ihr Verdienst kärglich, so konnte doch ihr freies Leben im Wald, ihr inniges Verbundensein mit den Pflanzen und Tieren des Waldes ihnen manche Freude bereiten. Vom späten Herbst bis zum Beginn des Frühjahrs lebten sie daheim im Kreis ihrer Familie und widmeten sich mehr den Holzschnittereien.

Ein stimmungsvolles Bild war es für den Wanderer, der zur Sommerszeit etwa auf dem Braunenbergr stand und über die finsternen, schweigenden Tannenwälder im Norden hinwegschaute. Das einzig Lebende in weiter Stille waren die zahlreich und träge aufsteigenden Rauchwolken der Kohlenmeiler, die davon erzählten, daß selbst in stillen Waldwinkeln fleißige Menschen rastlos an der Arbeit sind.

Ein Aalener Kometengebet.*

Von J. Kammerer.

Uralt ist der Glaube, daß in den Sternen das Schicksal der Menschen geschrieben sei. Von Babylonien—Assyrien, der Wiege der Sternkunde (Astronomie), kam die Astrologie, die Kunst aus dem Stand der Gestirne die Schicksale der Menschen zu deuten, auch in die Länder am Mittelmeer. Von Rom aus ist wohl mit so manchem anderem auch dieser Glaube zu uns gekommen. Er hat lange genug unwidersprochen geherrscht. Wohl hat die Kirche ihn abgelehnt und bekämpft, aber sie hat es nicht hindern können, daß dieser Glaube an die Schicksalsmacht der Sterne sich weit verbreitete. Selbst der anerkannte große

* Die Leipziger Universitätsbibliothek stellte mir entgegenkommender Weise eine Abschrift dieses Gebets zur Verfügung, wofür ihr Dank gesagt sei.

* Vorhanden auf der Württ. Landesbibliothek in Stuttgart.



„Alter Einblattdruck vom Jahr 1556, der ein Erdbeben in Konstantinopel (und an andern Orten) in Verbindung bringt mit einer Sternkonstellation und einer Kometenerscheinung.“

Lehrer der Kirche, Thomas von Aquino, ließ doch wenigstens Körperbau, Geschlechtsunterschied und individuellen Charakter durch die Gestirne bestimmt sein, freilich mit der Einschränkung, daß die Gestirne nur den Willen lenken, aber nicht ihn zwingen. Diesen Glauben teilte auch der große Astronom des Nordens, Tycho de Brahe, wenn er sagte: „Gott hat den Menschen so gebildet, daß er, wenn er will, den unheilbringenden Einfluß der Sterne besiegen kann.“ Da nimmt es uns nicht wunder, daß eine Zeit, der für die Erforschung der Himmelswelt nur unvollkommene Instrumente zu Gebote standen, in außergewöhnlichen, unerklärbaren Erscheinungen wie z. B. in dem Auftreten eines Kometen, dieses merkwürdigen Sterngebildes, Rundgebungen der Gottheit sahen, die wie wohl alle ungewöhnlichen Naturerscheinungen kommendes Unglück ankündigten. Die Kometen waren von jeher bestaunt und gefürchtet als ein Schreckzeichen der Götter, im Christentum als des Herrgotts Warnfadel, wie der Kapuziner im Wallensteins Lager predigt:

„Den Kometen steckt er wie eine Rute
Drohend am Himmelsfenster aus.“

„Kometen scheinen nicht, wo Bettler sterben“ sagt Cäsars Weib bei Shakespeare. Von Kaiser Karl V. wird berichtet, daß er auf die Mahnung eines Kometen hin sich entschloß, dem Throne zu entsagen und ins Kloster zu gehen. Das Erscheinen eines Kometen am Sternhimmel bedeutet nach dem Glauben des Volkes Krieg, Pestilenz und Teuring.

Wenige Jahre nach dem Abschluß des westfälischen Friedens hat die Erscheinung eines Kometen, nach den vorhandenen Nachrichten zu schließen, die Reichsstadt Valen in einen nicht geringen Schrecken versetzt. Es war kurz vor den Weihnachtstagen des Jahres 1652, als am Abendhimmel im Sternbild des Orion ein Komet sichtbar wurde. Vange fragten sich die Einwohner der Reichsstadt, die unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, unter Bränden, Plünderungen, Einquartierungen und Brandschakungen wahrlich genug gelitten hatten, ob dieser nachdenkliche Stern nicht ein Vorbote kommenden Unheils sein sollte, ob der Friede, dessen Zustandekommen man zwei Jahre zuvor so festlich gefeiert hatte, wieder von der Erde genommen würde. Diese Fragen wurden auch in den Flugschriften und Büchlein, die dem Ereignis gewidmet und überall feilgeboten wurden, lebhaft besprochen. So heißt es in einer gleichzeitigen Schrift aus der Feder J. von der Gartow's, die von Nürnberg aus auf den Märkten verkauft wurde*: „Dieser Komet oder neue Stern wird mit sich bringen ungewöhnliche Winde, Aufruhr und ein Sterben, item einen großen Reformator und Gesezgeber, eine Veränderung der Geseze und Statuten, eine neue Lehre, item einen fremden ausländischen Feind, einen langwierigen Krieg, item eine Unfruchtbarkeit und Teuring und viel andere Dinge mehr, beides: Gutes und Böses und das alles schleunig und ohne Verziehen.“ Der Verfasser war sich wohl seiner unvollkommenen Deutung bewußt, wenn er hinzusetzte: „Es wäre zu wünschen, daß solche Astrologi und Astronomi sich möchten finden, die da hätten die Gaben eines Daniel und den Verstand der Weisen aus Morgenland.“ Kein Wunder, daß ob solcher Boraussagen Besorgnis und Angst die Gemüter erfüllte. Ein Paul Gerhardt dichtete damals ein Kometenlied, in dem er bekümmert fragte:

Herr, was hast du im Sinn?
Wo denkst dein Eifer hin?
Von was für neuen Plagen
Soll uns der Himmel sagen?
Was soll uns armen Leuten
Der neue Stern bedeuten?

Er weiß es mit seiner Zeit auch nicht anders, als daß eben dieser neue Stern Unheil kündigt.

„Die Zeichen in der Höh, erwecken Ach und Weh
Es hat's in nächsten [d. h. jüngstvergangenen] Jahren
Die ganze Welt erfahren
Die brennenden Kometen
Sind traurige Profeten.“

Der Rat der Reichsstadt Alen, den das Erscheinen des Kometen auch beunruhigte, ordnete die Abhaltung von zwei besonderen Kometenpredigten an. (Leider gaben die Akten unsres Stadtarchivs über die näheren Umstände keinen Aufschluß.) Diese Predigten sollten die Frommen und Verzagten aufrichten, die Verstockten und Bösen aber schrecken. Für diese zwei Kometenpredigten, die 1653 gehalten wurden, wurde sogar ein besonderes langatmiges Gebet vorgeschrieben, dessen Schluß, den wir nachfolgend wiedergeben, in die Stimmung und Anschauung der Zeit guten Einblick gibt: „Tröste uns, Gott unser Heyland, und laß ab von der gedrohten Ungnad über uns. Reige deine Ohren, hergallerliebster Vater, und erhöhe uns: tue deine Augen auf und siehe uns mit Gnaden an.

Drohet dieser Comet ein Unglück, lasse ihn dasselbe drohen den Heyden, die dich nicht kennen und den Völkern, die dich nicht anrufen!

Drohet dieser Comet eine Reformation, so lasse es seyn eine Reformation der Ungläubigen zum rechten seligmachenden Glauben.

Drohet dieser Comet eine Veränderung in dem Regiment (Obrigkeit), so lasse es seyn eine Veränderung eines bösen Regiments in ein gutes. Nehme nicht hinweg die gute und heilsame Regimenter deiner lieben Christen, sondern confirmire und bestätige dieselbe je mehr und mehr. Und dieweil eben zu dieser Zeit das höchste Haupt des Röm. Reichs mit seinen Gliedern hohen und niedrigen Stands auf dem Reichs-Tag versammelt seyn, von nicht schlechten und geringen, sondern hohen und vornehmen und der ganzen Christenheit nothwendigen Sachen zu handeln: So bitten wir dich demüthiglich, du wollest sie alle mit deinem heiligen Geist erfüllen, damit von ihnen nichts vorgenommen, gehandelt oder beschlossen werde ohne allein was dir, o großer Gott, zu Ehren und deiner Christlichen Kirche zu seliger Erhaltung und Fortpflanzung dienen und in Insonderheit diesem armen Stättlein allhie und allen desselben Anverwandten zu ihrem bessern Aufnehmen, Heyl und Wohlfahrt an Seel, Leib, Gut, Frenheit und Gerechtigkeit nützlich und erspriesslich sein mag.

Drohet dieser Comet schwere Krankheiten, so verwandle du sie in gute und beständige Gesundheit.

Drohet dieser Comet langwürrige Straffen und Plagen, so verwandle du sie in Gut- und Wohlthaten.

Drohet dieser Comet neue Krieg und Blutvergießen, so behüte du uns dafür, lieber Herr Gott.

Drohet dieser Comet schnelle Todfäll und insgesamt schnelles Unglück, so behüte uns vor diesem, lieber Herr Gott.

O hergallerliebster Vater im Himmel, das Kindliche Vertrauen haben wir zu dir, du werdest es tun, darumb bitten wir dich . . .“

So haben einst unsere Vorfahren schwer, mit Lust nach Wahrheit, jämmerlich geirrt.“ Wer wollte darum über sie lächeln, wenn sie auch in dem Stück eben Kinder ihrer Zeit waren? Die Astrologie gehört für uns der Vergangenheit an. Der moderne Mensch lieft

die Stunden des Tages und der Nacht von einem mechanischen Abbild, von seiner Uhr, ab, nicht mehr, wie der Seefahrer und Landmann des Altertums und der Mönch des Mittelalters, vom Stand der Sonne und der Gestirne; und wenn er auch den Zauber des gestirnten Himmels in der reinen Luft der Berge und auf hoher See nicht minder stark empfinden wird als seine Vorfahren, so wird er sich doch schwerlich gedrängt fühlen, in jenen Sternen wie in dem ungeheuren Buch des Schicksals zu lesen. Wenn heute so manche in gutem Glauben, zumeist aber in kluger Berechnung die alte Weisheit des Morgenlandes wieder aufnehmen wollen, so wird's doch dabei bleiben: Die Astrologie ist tot, weil sie mit untauglichen Mitteln Wissenschaft sein wollte.

Aus dem Sagenschatz unserer Heimat.

Die Sage vom Hosenfleck.

In den Wäldern, die sich von den Heiden am dem Ende der Markung Hüttlingens bis gegen Saverwang und Schrezheim bei Ellwangen hinziehen, da wo die alte Teufelsmauer jezt noch kenntlich ist, haust seit urvordenklichen Zeiten ein Geist, von dem Volkswitz nur der „Hosenfleck“ genannt. Woher dieser Name kommt, ist nicht zu ermitteln. Die Sage berichtet: In diesen Wäldern habe vor alten Zeiten ein Jäger gewohnt, ein wüster, gottloser, frecher Geselle, der den friedlichen Wanderern allen Schabernack und Schimpf angetan habe. Zur Strafe für diese Freveltaten sei er verurteilt worden, auch nach seinem Tode ohne Raht und Ruhe als Geist bis zu seiner Erlösung auf dem Schauplatz seiner Lastertaten zu bleiben. Er ist ein neckischer Geist und hat seine Freude, die Leute irre zu führen, und gelingt es ihm, einen verspäteten Wanderer die halbe Nacht in den Wäldern durch die Kreuz und Quere zu führen, dann zeigt sich seine Schadenfreude durch ein wüstes, heiseres Gelächter, das der Wanderer aus den Büschen vernimmt. Bisweilen erscheint er auch in seiner Tracht als Weidmann, eine lange Hahnenfeder auf dem Hut. Am meisten wird sein Zorn erregt, wenn man ihn mit seinem Spottnamen „Hosenfleck“ herbeiruft. Das wagt man aber ungestraft nur, wenn man die kleine Johanniskapelle erreicht hat, die außerhalb des Waldes liegt. Da hat seine Macht ein Ende, und der Geist kann nur noch durch gewaltiges Rauschen und Schütteln der Bäume seinem Zorne Luft schaffen. Einstmals wandelte einen Burschen die Laune an, den Geist mit seinem Spottnamen zu rufen, ehe er die Kapelle ganz erreicht hatte; er mußte aber diesen übel angebrachten Spott damit büßen, daß ihn der Geist bis frühmorgens auf einer Stange festhielt, über die der Bursche gerade hinüberschreiten wollte. Ein andermal rief ein Bursche in verwegener Kühnheit den Geist herbei, als er vergebens Feuer für seine Pfeife schlagen wollte. Augenblicklich war

der erzürnte Geist mit einem brennenden Scheit zur Stelle, das er ihm vor die Nase hielt. Eine besondere Freude macht es ihm, verliebte Paare zu schrecken, die sich bei ihrem Heimweg verspätet haben. Einmal äußerte ein solches Paar den Wunsch, in einer Kutsche nach Hause fahren zu dürfen. Augenblicklich war eine Kutsche mit Pferd und Bedienung da; ehe das Paar von seiner Ueberraschung sich erholen konnte, wurde es in den Wagen genötigt und nun ging es die ganze Nacht über Stock und Stein, bis beim ersten Hahnenstrei Roß und Kutsche bei dem Braunenbäumle in Aalen's Nähe stille hielt.

Biel zu kämpfen mit dem Geiste hatte ein kühner Bursche, der in seiner Jugend einem Dörflein zuwanderte, wobei er durch das Gebiet des Geistes kam. Im Uebermut forderte er von dem Herrn des Waldes, er möge seinen Durst stillen, wobei er ihn noch undvorsichtigerweise bei seinem Spottnamen rief. Da erschien der Jäger in vollem Zorn mit einem Fäßlein, aus dessen Spund feuriges Raß sich ergoß, und warf den mutwilligen Burschen mit solcher Gewalt in den Graben, daß er in der Frühe elend zugerichtet nach Hause wankte. Ueber gute Leute, die den Weg betend zurücklegen, hat er keine Gewalt; vielmehr hat er solchen schon manche Dienste geleistet.

Holzfreveln ist er auch nicht hold, denn er scheint Forstfrevel als einen Eingriff in seine Gerechtigkeit zu betrachten. Seit dem die Wälder in jener Gegend mehr und mehr gelichtet werden, zieht er sich in die Tiefe des Waldes zurück und erscheint seltener.

(Nach Birlinger-Grimm) A.

Der Hofener Jäger.

In dem Weiler Hofen bei Neresheim lebte früher ein Jäger, der ein großer Feind der Wilderer war. Einst ertappte er einen, dem er schon lange aufgepaßt hatte, und obwohl der Mann sich ohne Gegenwehr binden und fortführen ließ, so geriet doch der Jäger unterwegs noch in eine solche Wut über ihn, daß er sein Gewehr auf ihn anlegte und ihn tot schoß. Der Wilderer bat zwar um Gotteswillen, ihn zu schonen, er sei Vater von sieben Kindern; allein umsonst. Wegen solcher Grausamkeit hat das Weib des Wilderers dem Jäger gewünscht, daß er umgehen möge bis zum jüngsten Tage, und der Wunsch ist in Erfüllung gegangen. —

Einst war der Jäger mit seinem Sohne im Wald und sie beide schossen zugleich auf ein Wildschwein, und obwohl die Kugel des Sohnes den Vater nicht hätte treffen können, so fiel er doch tot nieder. Eine Wunde konnte man nicht entdecken. Als man die Leiche aus dem Hause trug, sah man ihn zugleich oben aus dem Fenster gucken, aber ohne Kopf. Seitdem ist er oftmals in verschiedenen Gestalten gesehen worden, indem er „hoß!“ schreit wie Jäger und Eulen. Das ist der „Hofener Geist“ oder „Hofener Jäger“, den man in der ganzen Gegend kennt. Auch als Tier, als Hund, Fuchs, Schwein, Pferd usw. ist er schon erschienen.

(Nach Meier) A.

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn, Post Hohenstadt.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Kurze Geschichte der Abtei und Propstei Ellwangen

mit Streiflichtern auf unsere Aalener Heimat.
Von Oberlehrer A. Braun, Aalen.

Literatur:

- 1) „Die Gründung des Klosters Ellwangen“, von Dr. Gustav Bossert, in den Ellwanger Jahrbüchern, Band 1—3.
- 2) „Das Gebiet der Reichsabtei Ellwangen“, von Dr. Otto Hutter, in den Darstellungen aus der württembergischen Geschichte, Band 12.
- 3) „Die Umwandlung des Benediktinerklosters Ellwangen in ein weltliches Chorherrenstift“, von Dr. Josef Zeller, in Württembergische Geschichtsquellen, Band 10.

Quellen:

Württembergisches Staatsarchiv.

I.

Die Anfänge des Christentums in unserer Heimat.

Bei dem großen Ansturm der germanischen Völkerschaften auf das morschgewordene Römerreich in der 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts richtete sich der Angriff der Alemannen gegen den rhätischen Limes und die Donauländer, während sich die Franken mehr der Rheinlinie zuwandten. Beide Stämme waren also zunächst durch den großen Nadelholzbezirk, der im Limeswinkel eingelagert war, von einander getrennt. Die Alemannen eroberten das Dekumatenland und die Gegenden südlich der Donau, die Franken aber die römische Provinz Gallien. Da letztere tiefer in das römische Gebiet eindrangten, so lernten sie dort auch eher das Christentum kennen und sind auch der erste germanische Stamm, der dieses annahm. In weiterer Ausdehnung ihrer Eroberungen wurden Franken und Alemannen allmählich Nachbarn, und zwar in der mittleren Rheingegend im heutigen Elsaß. Durch

den Sieg König Chlodwigs im Jahre 496 wurden die Franken auch Oberherren über die Alemannen oder Schwaben. Sie nahmen ihnen den nördlichen Teil ihres bisherigen Besitzes ab und legten ins übrige Land Besatzungstruppen. Die fränkischen Könige waren aber auch bemüht, die Besiegten dem Christentum zu gewinnen und sandten in die Gegend am Bodensee und Oberrhein christliche Glaubensboten. Von hier aus drangen diese auch tiefer ins Alemannenland ein, unsere abgelegene Gegend sah jedoch keinen von diesen ersten Missionären. Einen etwas rascheren Verlauf nahm die Christianisierung nach Gründung des Klosters St. Gallen gegen Ende des 7. Jahrhunderts. Mönche von dort mögen auch in unserer Heimat den ersten christlichen Samen ausgestreut haben. Sehr frühe schon entstanden die Bistümer Konstanz und Augsburg und die dortigen Bischöfe waren sicherlich bemüht, der christlichen Lehre neue Anhänger zu gewinnen. Sicher ist, daß ums Jahr 700 die Bekehrung der Alemannen im großen Ganzen beendet war. Als Beweis hierfür gilt die Tatsache, daß im alemannischen Gesetzbuch, welches unter Herzog Lantfried in den Jahren 717—719 entstand, bereits die Rechte der Kirche festgelegt wurden. Die Bischöfe errichteten in den neugewonnenen Gegenden auch die ersten Pfarreien und bauten Kirchen. Als Patrone solcher Ursparreien wurden folgende Heilige gewählt: Martinus, Michael, Maria, Peter und Paul. Solche Kirchenpatrone befinden sich nun auch in unserer Heimat, Martinskirchen in Schwabsberg, Iggingen und Eglingen, eine Michaelskirche in Hüttlingen, eine Marienkirche in Unterkochen, Peter- und Paulskirchen in Oberkochen, Mögglingen, Großkuchen und Lauchheim. In diesen Orten, welche sämtlich zur Diözese Augsburg gehörten, dürfen wir auch die Ursparreien unserer Gegend erblicken. Wie leicht ersichtlich, waren dieselben von großer Ausdehnung und daher schwierig zu pastorisieren. Erst später wurden davon einzelne Teile als neue Pfarreien abgetrennt und auch vielfach der alte Kirchenpatron übernommen. Durch Abtrennung von Hüttlingen entstanden die Pfarreien Hofen, Dewangen, Abtsgmünd. Von Iggingen als Muttergemeinde lösten sich los: Heuchlingen, Schechingen, Herligkofen, Muthlangen. Tochtergemeinden von Mögglingen sind Essingen, Heubach, Lautern, vielleicht auch Bargau. Aalen mit seiner nächsten Umgebung gehörte sehr lange zu Unterkochen.

Wenn nun auch das Christentum den Sieg davongetragen hatte, so war daselbe doch anfänglich noch mit allerlei heidnischem Beiwerk vermischt und die alten Opferstätten waren keineswegs gemieden. Den christlichen Glauben zu reinigen erfaßte als seine Hauptaufgabe der hl. Bonifazius, insbesondere auch durch Anlegung des Klosters Fulda. Im südlichen Alemannien war zum gleichen Zweck schon 724 das Kloster Reichenau gegründet worden. Im heutigen Württemberg sollten diese Aufgabe die Klöster Ellwangen, Murrhardt, Marchthal, Herbrechtingen, Hirschau, Wiesensteig, Faurndau übernehmen. Sie alle sind noch in der Karolingerzeit entstanden. Ellwangen, noch unter König Pipin und dem hl. Bonifazius kurz nach 750 begonnen, darf sich rühmen, die erste Klostergründung Württembergs zu sein. Dieselbe

erfolgte durch einen fränkischen Edelmann namens Hariolf hart an der Grenze Schwabens gegen Franken. Die Gründung mag vielleicht in einem gewissen Zusammenhang stehen mit dem großen Blutbad von Cannstatt im Jahr 746, wo Karlmann, Pipins Bruder, den Alemannenherzog Theutbald mit seinem ganzen Anhang niedermeßeln ließ, wenigstens war der erste bezeugte Mönch Suonhere seinerzeit in der Gefolgschaft Karlmanns. So wäre also die Ellwanger Klostergründung als eine Art Sühnewerk anzusehen.

II.

Geschichte der Abtei Ellwangen.

Der Gründer Hariolf hatte dem Kloster seinen ganzen Besitz, nämlich 3 Bauernhöfe und den Virgundawald (Virgunna) als erste Stiftung übergeben. Die jungen Benediktinermönche, welche bald in großer Zahl seinem Beispiele folgten, gehörten sämtlich dem Adelstand an. Diesen adeligen Charakter hat Ellwangen bis an sein Ende bewahrt, er ist deswegen auch mitbestimmend für seine ganze fernere Geschichte. Vom Adel rührt der Anfang, von ihm der ganze Zuwachs seines mit der Zeit sehr bedeutenden Grundbesitzes. Zwar mögen auch Gemeinfreie manches dazu beigetragen haben, aber mit dem Schwinden dieser Freiheit hörte auch ihr geringer Einfluß gänzlich auf. Ueber die Ausdehnung des Virgundawaldes als Hauptbestandteil des Klostergrundes werden wir durch eine Urkunde vom Jahr 1024 genauer unterrichtet, als Kaiser Heinrich II. denselben zum Bannforst erklärte. Darnach ist die Grenzlinie folgendermaßen bestimmt: Von Hüttlingen zur Jagst durchs Sechtatal nach Stödtlen, durchs Hirschbachtal zur Roth über Magenbach, Stimpfach, über Sulzbach zur Bühler, dann die Bühler aufwärts hinüber nach Sulzbach am Kocher, von hier den Kocher entlang zurück nach Hüttlingen.

Nach der Regel des hl. Benedikt waren die Mönche neben ihrer Missionstätigkeit auch zur Rodung des Urwaldes verpflichtet. Anfänglich warfen sich dieselben mit Eifer auf dieses Gebiet. Im Urwald fällte die Art die Riesen, entwurzelte die Hake den fruchtbaren Boden, und der Pflug schuf prächtiges Ackerland. Bald entstanden auf diesen Plätzen die sogenannten Zellen und um sie her die ersten Ansiedlungen: Seifriedszell, Rechenzell, Eigenzell, diese noch in ziemlicher Nähe des Klosters, dann aber auch in größerer Entfernung: Bühlerzell, Jagstzell, Oberzell, Birkenzell, Wetterichzell, ja selbst noch weiter weg auf fremdem Gebiet Leinzell. Diese Zellen waren zunächst nur klösterliche Filialen mit etwa 6 Insassen zur Gewinnung der täglichen Nahrung und der sonstigen Lebensbedürfnisse. Um die Zellen herum wurden Eigenleute angesiedelt, welche die Mönche in der Landwirtschaft ablösen und selber lehensweise mit dem notwendigen Grundbesitz ausgestattet wurden. Außer Bühlerzell und Jagstzell blieben aber alle in der Entwicklung zurück, ja manche gingen mit der Zeit wieder gänzlich ab. Seinen Grund hat dies darin, daß die Mönche von dieser mühseligen Bodenpolitik zu einer leichteren, erfolgreicherem übergingen. Die Vernachlässigung der

Notetätigkeit hatte aber zur Folge, daß dem Kloster von den schwäbischen Herzögen aus dem Geschlecht der Stauffer der westliche Teil des Virgundawaldes abgenommen und den Schenken von Limburg übertragen wurde. Von diesen erfolgte dann der Ausbau der Herrschaft Adelmansfelden und damit die Kolonisation in der Bühler- und Rothgegend. Diesem Verlust an Terrain stand aber ein ungleich höherer Gewinn an bestehendem Kulturland gegenüber durch Schenkungen im Osten und Süden von seiten des umliegenden Adels. Veranlassung hiezu waren die Klosterheiligen Sulpitius und Servilianus, später Vitus. In Form von Jahrtagsstiftungen an diese Heiligen gelangte Ellwangen in den Besitz von ansehnlichen Gütern der Herren von Schwabsberg, von Killingen, von Röhlingen, von Westhausen, von Mohrenstetten, von Wöllstein, von Altsingen. Ja manche trugen ihren ganzen Besitz dem Kloster zu Lehen auf, besonders seitdem es in die Reihe der fürstlichen Reichsabteien eingerückt war, und wurden somit Vasallen und Ministerialien von St. Beit. Mit ihnen gewann das Kloster eine stattliche Zahl von Zinsleuten.

Als Reichsabtei war aber Ellwangen auch zur Heeresfolge, mithin zur Unterhaltung einer kriegsbereiten Mannschaft verpflichtet, außerdem brauchte es zur Verwaltung seines Territoriums eine stattliche Zahl von Beamten. Zur Entlohnung dieser Leute mußte es daher auch wieder ansehnliche Stücke als Lehen vergeben. Hiezu verwendete es in erster Linie seinen Fernbesitz zu Leinzell, Schechingen, Heuchlingen, Dewangen, Treppach, aber auch manches Stück in der Nähe, zu Dallingen, Westhausen, Röhlingen.

Aus den bisherigen Ausführungen läßt sich ersehen, daß um Ellwangen allmählich ein kleines geistliches Fürstentum erwuchs mit dem Abt als Fürst an der Spitze und seinem Kapitel als beigeordnetem Ministerium, unterstützt von einer stattlichen Zahl von Dienstleuten aus dem niederen Adelsstand. Als Äbte des Klosters sind urkundlich sicher bezeugt deren 48, wovon jedoch nur die letzten 10 nach ihrer Herkunft, nämlich: Otto von Schwabsberg 1253–69, Conrad von Schwabsberg 1269–78, Ekkehard von Schwabsberg 1278–1309, Ehrenfried von Bellberg 1309–11, Rudolf von Pfahlheim 1311–32, Runo von Gundelfingen 1332–67, Albrecht Hagg von Wöllstein 1367–1400, Siegfried Gerlauer 1400–1427, der einzige bürgerliche Abt, von Graf Eberhard von Württemberg dem Konvent aufgedrängt, Johann von Holzingen 1427–52, Johann von Hürnheim 1453–60. Der bedeutendste Abt ist Runo I., 1188–1221, seit 1217 auch zugleich Abt von Fulda, am Hof der Hohenstauffer sehr angesehen und vielfach in Staatsgeschäften verwendet. Einige Äbte waren auch zugleich Bischöfe auf den Stühlen zu Mainz, Augsburg und Chur.

Nach der alten Ordensregel des hl. Benedikt stand aller Güterbesitz in gemeinsamer Nutzung des Abtes und seiner Konventualen. Allmählich aber lockerte sich diese Ordensregel an den meisten Benediktinerklöstern, namentlich aber an den adeligen Stiftern. Wie die Ritterorden sanken diese zu einer Rentenanstalt des höheren und niederen Adels herab. Die jüngeren Söhne konnten nicht leicht ohne

Gefährdung des Familienbesitzes mit Gütern ausgestattet werden und wurden daher schon in den frühesten Tagen der Kindheit für den geistlichen Stand bestimmt. Sobald als möglich suchte man sie in einem Stift unterzubringen, daher erfolgte die Besetzung eines Klosters fast ausschließlich durch Sprößlinge des grundbesitzenden Adels der Nachbarschaft, eine gleichzeitige Verminderung des Personalstandes sollte zugleich eine Vergrößerung der Pfründen herbeiführen. Die adeligen Mönche hingen jedoch mit ihren Sippen aufs engste zusammen und übertrugen die Forderungen des Weltlebens in die Stille des Klosters. Dieser allgemeine Rückgang machte sich auch in Ellwangen bemerklich, namentlich seit den Zeiten des Abtes Runo von Gundelfingen. Seine Insassen waren lauter Sprößlinge des fränkischen und schwäbischen Adels, seit 1352 war die Zahl der Pfründen auf höchstens 20 festgesetzt worden, der wirkliche Personalstand blieb jedoch später weit hinter diesem gesetzlichen Ansatz zurück. Es muß zur Ehre des Adels gesagt werden, daß er eine Reihe bedeutender, frommer, ja heiliger Männer der Kirche zur Verfügung gestellt hat; es darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß er auch Leute ohne inneren Beruf, vielfach zum Aergernis für die Gläubigen, ja zum Schaden für die Kirche in einflußreiche Stellungen hineingedrängt hat. Die Gründe sind aus obigen Angaben gar leicht ersichtlich. Solche Elemente waren es, die zur Lockerung der Ordenszucht und Umgehung der Ordensregel führten, so daß in Ellwangen 1339 eine Güterteilung zwischen Abt und Konvent vorgenommen wurde und zwar im Verhältnis 2 : 1. Der Konvent selbst schritt noch zu einer weiteren Teilung und stattete seine einzelnen Ämter (Dekan, Keller, Küster, Obleiter, Kämmerer, Cantor, Siechmeister, Spitalmeister, Kirchenmeister) mit besonders getrenntem Güterbesitz aus. Außer der schlechten Verwaltung und der sittlichen Entartung der Mönche trugen noch allerlei Unglücksfälle, wie Teuerung, Epidemien, Brände u. d. dazu bei, daß das Kloster in eine große Schuldenlast geriet. Unter der Schirmvogtei der württembergischen Grafen wurden sog. „Sparungen“ angeordnet und durch päpstliche Bewilligung erfolgten Inkorporationen (Einverleibungen) zahlreicher Pfarrkirchen, darunter auch Aalen. Das Kloster sandte dann vielfach nur Messeleser und ungenügend vorgebildete Kapläne und Vitare zur Pastoration. Diese Vernachlässigung warf bereits ihre Schatten der kommenden Reformation voraus und ebnete derselben den Weg.

Von dem Ellwanger Besitz in Aalen werden wir erst durch die Urkunde von 1300 genauer unterrichtet, obwohl eine Liste aus dem 12. Jahrhundert bereits gewisse Abgaben in Aach auführt. Die Älten in Büchel 42 und 43 im Stuttgarter Archiv vom Jahr 1337 registrieren Gülten zu Aalen aus 2 Höfen, 2 Huben, 8 Lehen, 2 Selden, 25 Häusern, 11 Gärten, 2 Wiesen, 10 Morgen Ackerland. Das ist sicher nicht ganz Aalen, aber immerhin kein unbedeutender Anteil. In seinen finanziellen Nöten war das Kloster gezwungen, diesen Besitz an die Stadt zu verkaufen, 1385 hat es nur mehr die Ziegelei, und auch diese ging 1446 an die Stadt über. Es verblieb ihm zuletzt

nur mehr der Genuß der Pfarrpfünde und der Kirchensatz. Um jene Zeit wurde Ellwangen durch Unglücksfälle stark mitgenommen. 1430—38 war Hungersnot und große Teuerung, 1439 herrschte eine große Pestepidemie, 1433 legte ein großer Brand die Stadt in Asche, 1443 brannte das Kloster selbst ab. Es wurde nicht mehr aufgebaut, und die Mönche wohnten von nun an in Privathäusern. So gewann der Gedanke, das Kloster in ein weltliches Chorherrenstift umwandeln zu lassen, festere Form. Dem Beispiel anderer Klöster mit adeligen Mönchen folgend suchte Ellwangen 1459 durch seinen Dekan Georg von Stein bei der römischen Kurie um Säkularisation nach. Auf dem Fürstentag zu Mantua wurde dieser Bitte durch Papst Pius II. entsprochen, hauptsächlich auf Betreiben des Schirmvogts Graf Ulrich V. von Württemberg und des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg. Mit der Ausführung des Dekrets wurde der Bischof von Augsburg Peter von Schaumberg beauftragt. Im gleichen Jahr erfolgte die Bestätigung des Reiches durch Kaiser Friedrich III. Alles geschehen im Jahr 1460.

III.

Geschichte der Propstei Ellwangen.

Durch die Säkularisation war der letzte Abt Johann von Hürnheim zum gefürsteten Propst, seine 10 Konventualen zu weltlichen Chorherren geworden. Im folgenden Jahr resignierte Propst Johann und zog sich auf die Roherburg zurück, ihm folgte Propst Albrecht von Reherberg und noch 16 weitere, wovon 6 vom höheren Adelstand, der letzte war Prinz Clemens Wenzeslaus von Sachsen. Die Chorherren, nunmehr meist Canoniker geheiß, entstammten durchweg der Ritterschaft. Viele von ihnen waren zugleich Canoniker an anderen Stiften oder Domherren an Hochstiften, und daher meist nur vorübergehend in Ellwangen anwesend. „Die Stiftsfähigkeit“ erfordert eine Ahnenprobe auf 8, 16 oder 32 adeligen Ahnen. Wenn ein Ritter mehrere Söhne hatte, so suchte er die jüngeren entweder im Militärdienst oder im fürstlichen Beamtenamt oder im Kirchendienst zu versorgen. War die Bewerbung bei einem Stift mit Erfolg gekrönt, so wurde die Familie daselbst aufgeschworen. Der Sohn trat dann schon frühe in den Genuß der geistlichen Pfünden. Diese ermöglichten ihm das Studium an den Universitäten zu Theologie und Jurisprudenz. Viele von den Canonikern wurden auf diese Art Gelehrte von Weltruf und leisteten der Wissenschaft bedeutende Dienste. War das Studium vollendet, so empfingen sie die niederen und höheren Weihen und waren darauf zum Eölibat verpflichtet; doch wurde vielfach vom Empfang der Priesterweihe Abstand genommen. Außer der Beteiligung am allgemeinen Chorgebet hatten die Canoniker meist keine weitere Verpflichtung, wenn sie nicht ein besonderes Amt bekleideten, die Teilnahme an der Pastoration war immer nur eine freiwillige. Der Propst war wie früher der Abt der souveraine Fürst des kleinen Staates.

Bekleidete er zugleich ein Bischofsamt (in 11 Fällen), so war er fast nie oder nur vorübergehend anwesend. Die anfallenden Staatsgeschäfte besorgte seine „Regierung“, Kuriere stellten die Verbindung mit dem Fürsten her.

Auch die Propstei machte noch größere Erwerbungen durch Kauf und Heimfall der Herrschaften Alhelfingen 1553 und Heuchlingen 1590. Das Fürstentum war zuletzt eingeteilt in die Oberämter Röhlen, Tannenburg, Heuchlingen, Wasseraisingen. Der Oberamtmann war stets aus adeligem Geschlecht und hatte nur Hof- und Repräsentationspflichten. Die Staatsgeschäfte besorgte ein Amtmann bürgerlicher Herkunft, der aber an einem anderen Ort seinen Amtssitz hatte. Als Landesherren wandten die Präpste ihr Interesse auch wirtschaftlichen Unternehmungen zu. Unter Pfalzgraf Heinrich (1521—1552) wurden die Eisenwerke in Wasseraisingen und Unterföhen begonnen, unter Christoph von Westerfetten (1603—1613) der Eisenhammer zu Abtsmünd angelegt. Christoph von Freyberg (1660—1674) vollendete das Hüttenwerk Wasseraisingen. Andere Präpste wandten sich mehr der Baukunst zu. Christoph von Westerfetten vollendete das schon unter den Äbten begonnene Schloß Ellwangen, Christoph von Adelsmann (1674—87) erbaute die Kirche auf dem Schönenberg, Pfalzgraf Franz Ludwig (1694—1732) erneuerte dieselbe nach dem Brand von 1709 und erbaute den Ellwanger Spital. Graf Georg von Schönborn (1732—56) stiftete das Seminar auf dem Schönenberg und erbaute das alte Rathaus. Graf Anton Ignaz von Fugger (1756—87) verewigte seinen Namen durch verschiedene Stiftungen.

Der Zusammenhang mit der Stadt Alen war seit den Güterverkäufen nur mehr ein kirchlicher, im Jahr 1575 wurde durch die dortige Reformation das gütliche Verhältnis begreiflicherweise gestört. Wenn in diesen Blättern dem Propst Otto und Christoph besondere Härte vorgeworfen wird, so ist hierüber zu bemerken, daß sie nichts weiter als ihre Pflicht und Schuldigkeit getan haben. Sind doch früher jene Fürsten und Reichsstädte, die in ihren Gebieten die Reformation rücksichtslos durchführten, nicht weniger glimpflich verfahren. Und wenn die Bemühungen obiger Präpste mißlangen, so sind schließlich Endes ihre Vorfahren durch ihre Gleichgültigkeit in kirchlichen Angelegenheiten selbst daran schuldig, wenigstens nicht unschuldig. Hätten sie der Alener Gemeinde bessere Hirten gegeben, so wäre es diesen nach ihrem eigenen Zeugnis nicht eingefallen, der Reformation beizutreten trotz des „wurmstichigen Obstes.“ Daß Alen erst einen Ausländer als Führer bedurfte beweist doch, daß der Gedanke einer Reform nicht sehr lebhaft war, wenigstens nicht geworden wäre, wenn schon früher dem religiösen Bedürfnis der Leute mehr Rechnung getragen worden wäre. Weil es hierin gefehlt hatte, war jenem seine Arbeit erleichtert, und als man in Ellwangen einsah, war es zu spät, das „wurmstichig Obst“ ist abgefallen. Das ist unsere Auffassung und diene dem katholischen Leser zur Aufklärung. Im übrigen hat es die katholische Kirche dem seligen Pater Philipp Zenigen

zu danken, daß im Fürstentum Ellwangen ein größerer Abfall verhütet wurde oder die Wankenden gestützt wurden. Zur Erklärung der fortschreitenden Reformationsbewegung möge hier ein Ausspruch von Dr. Karl Heinrich Freiherr Roth von Schreckenstein angeführt werden: „Wer in erster Linie verpflichtet gewesen wäre, den neuen Lehren energischen Widerstand zu leisten, das waren ohne Zweifel die in der Nutznießung eines großen Teils des Kirchenguts eingewiesenen adeligen Domherren. Gleichwohl finden wir nicht, daß dieselben sonderliche Anstrengungen zugunsten der römisch-katholischen Kirche gemacht hätten.“ Ferner zitiert er aus Döllinger: „Unter allen kirchlichen Körperschaften waren die Domkapitel diejenigen, welche im ganzen genommen dem Umsturze der Kirche den geringsten Widerstand entgegensetzten, vielmehr traten sie im nördlichen Deutschland haufenweis zum Protestantismus über oder ließen sich, wenn sie nur ihre Pfründen behielten, die Religionsänderung leicht gefallen.“ Genannte Schriftsteller beschuldigen also die Domkapitel, ihrer Pflicht nicht genügt zu haben, die gleiche Schuld trifft auch das Kapitel der Propstei Ellwangen. Die persönlichen Verhältnisse, nicht die sachlichen, haben also die Reformation eher begünstigt als gehindert.

Das Jahr 1803 machte nun allen geistlichen Fürstentümern, auch Ellwangen, ein Ende und bereitete damit zugleich ungewollt einer größeren Einheit den Weg. Ellwangen fiel an Württemberg und hatte aufgehört, eine eigene Geschichte zu haben. Es wurde württembergische Oberamtsstadt, aber heute noch zeigt es den Charakter einer ehemaligen Residenz und besitzt in seiner Stiftskirche eine Perle edler Baukunst. Noch sei erwähnt, daß es in den Jahren 1815—16 einen hohen, wenigstens hochgekommenen Gefangenen im dortigen Schloß beherbergte, es ist der ehemalige König Hieronymus von Westfalen, Napoleons Bruder, mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Katharine von Württemberg. Jetzt enthalten seine Räume das Museum, ein Werk des Ellwanger Altertums- und Geschichtsvereins. Ihm war ein besseres Los beschieden als dem Schubartmuseum in Alalen, dank dem einsichtsvollen Entgegenkommen der städtischen Verwaltung und bürgerlichen Gemeindevertretung. Hoffen wir auch für Alalen bessere Zeiten!



Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Hohenstadt.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Die Ortsnamen des Bezirks Alalen.*

Ganz wenige Ortsnamen des Bezirks enthalten Erinnerungen an Völker, die vor unseren germanischen Vorfahren in unserer Gegend gewohnt haben: Ober- und Unterkochen mit der Kocherburg, Kocherhof und Bühler. Von welchem vordeutschen Volk der Fluß- und Ortsname Bühler stammt, weiß man noch nicht. Die mit Kocher zusammenhängenden Namen gehören der Sprache der rätischen Hallstätter an, wie der Untersuchungsbesund der Kocherburg beweist, stammen also in letzter Linie aus den Jahren 800 bis 400 vor Christi Geburt. Da die Sprache dieses Volkes völlig unbekannt ist, läßt sich auch nicht sagen, was diese Namen auf deutsch heißen. Sie sind undeutbare Fremdwörter, Fremdkörper im Leib unserer Sprache, so geläufig sie uns im täglichen Gebrauch sind. Natürlich stammen nur die Namen, nicht die Ortschaften, die diese fremden Namen tragen, von den rätischen Hallstättern; die heutigen Siedlungen Oberkochen usw. sind von unsern germanischen Vorfahren angelegt worden. —

Unter den 48 menschlichen Ansiedlungen, die im Bezirk Alalen liegen und besondere Namen tragen, stammen nur die 8 die auf -ingen endigen, aus der Zeit der alemannischen Einwanderung, also dem 3.—5. Jahrhundert n. Chr. Von diesen acht liegen vier außerhalb des römischen Grenzwalls, nämlich Wilflingen, Waiblingen, Schechingen und Heuchlingen; diese könnten also an sich noch vor der Erstürmung des Limes durch die Alemannen angelegt worden sein. Dabei ist auffallend, daß Wulfilo mit seiner Sippe, den Wulfilinge, es nicht verschmäht hat, sich in dem Waldgebiet zwischen

* Diesem ersten Aufsatz, in welchem ein kundiger Forscher unsere Ortsnamen nach ihrer Herkunft zu erklären versucht, sollen in späteren Nummern noch zwei weitere über die Ortsnamen der Oberämter Neresheim und Ellwangen folgen. Die Geschichte der Besiedlung unsrer Heimat, die in diesen Aufsätzen naturgemäß nur gestreift werden konnte, soll in einem Aufsatz von berufener Seite dargestellt werden.

Die Schriftleitung.

Kocher, Bühler und Rot festzusetzen — eine auffallende Tatsache, da die Alemannen sonst bei der Landnahme durchweg auf guten Ackerboden gesehen haben. Auch der Waibel mit seiner Sippe, den Waibelingen, ließ sich gerade noch am Rand des Waldlandes nieder. Von den Sippen, die sicher erst nach der Erstürmung der römischen Grenzmauer innerhalb dieser festhaft geworden sind, hat die mit dem altertümlichsten, weil mehrstämmigen Namen, die des Holf, zweimal die römische Straße, die die Kastele Aalen und Buch verbunden hat, zu ihrer Ansiedlung benützt, zu einer oberen, Oberalfingen, und einer unteren, am Wasser gelegenen Siedlung. Also — vielleicht eine Kürzung von Anselm — hat mit seinen Essingen wenigstens die Nähe der guten Straße, die vom Kastell Unterböbingen nach Aalen führte, ausgenützt, zugleich mit dem Wiesental der jungen Rems. Hüttlo hat zwischen den Holf und den Waibel hineinsitzend Hand auf das Kocherknie und den Uebergang des Limes über den Kocher gelegt. Die beiden andern -ingen-Orte Heuchlingen und Schechingen liegen vor dem Limes auf der fruchtbaren Ebene zwischen Lein und Rems. Von diesen ältesten alemannischen Siedlungen haben die in der guten Verkehrslage, an der alten römischen Straße angelegten, Wasseralfingen und Essingen, eine bedeutendere Entwicklung genommen; ihnen folgt Hüttlingen mit heute gegen tausend Einwohnern, während die beiden neben draußen liegenden Wilsingen und Simmlingen, mit ihren heute noch nicht hundert Einwohnern jetzt noch so groß und so klein sind wie wir sie uns zu ihrer Gründungsväter Wulfilos und Simmilos Zeiten vorstellen müssen.

Die weitere Besiedlung des Bezirks ist sodann auffallend langsam vor sich gegangen. Es gibt im ganzen Oberamt keinen einzigen Ortsnamen auf -heim, einen ganzen auf -statt, nämlich Hammerstadt, Gemeinde Unterrombach, das seinem ersten Bestandteil nach wohl als Gerichtsstätte angelegt worden ist; es gibt ferner im Bezirk keinen Namen auf -weil, keinen auf -stetten und nur drei auf -hofen, nämlich Reichertshofen, Attenhofen, samt seiner Muttergemeinde Hofen. Von den vier Orten auf -dorf ist gewiß Straßdorf das älteste, das, so gut wie das bekanntere Straßdorf bei Gmünd, nach einer alten, vermutlich römischen genannt. Das Wort „Straße“ ist ja von Haus aus kein deutsches, sondern ein lateinisches Wort; wie die Deutschen den Straßenbau von den Römern gelernt haben. Sulzdorf, das bereits von dem Flurnamen Sulz stammt, und „Dorf an einem sulzigen, schlammigen Platz“ bedeutet, ist wahrscheinlich jünger, wie alle Siedlungen, deren Namen von Bach- oder Flurnamen herkommen. Diese jüngere Siedlungsstufe, die bis in die Zeit Karls des Großen hereinreicht, ist dadurch gekennzeichnet, daß die Ortschaften entweder nach einzelnen Menschen genannt sind, wie Attenhofen und Reichertshofen, nicht mehr nach ganzen Sippen wie in der alemannischen Urzeit oder eben nach Flurnamen.

Daß diese letzteren nicht schon der ersten Siedlungszeit angehören können, ist klar. Denn erst mußte der Flurname geschaffen sein, was den Ausbau der Markung voraussetzt, und erst dann — vielleicht

erst lange nachher — konnte man auf den Gedanken kommen, in die also benannte Flur oder an den Bach einen Ableger hinausschicken zu selbständiger Besiedlung. Zu den ältesten unter diesen verhältnismäßig jungen Ansiedlungen gehören die beiden nach dem vordeutschen Fluß-Namen genannten, an einer Römerstraße gelegenen Ober- und Unterkochen. Ferner der Name der Oberamtsstadt, der entweder -Alach d. h. Alwasser ist, oder, wenn dem wirklich starke biologische Bedenken entgegenstehen sollten, sonst nur noch mit Beit als Flurname im Sinn von „in den Niederungen“ ähnlich wie Ahldorf und Aulendorf gedeutet werden kann. Es folgen die andern nach Wasser bezeichneten Siedlungsnamen: Lau(b)bach, Treppach, d. i. wahrscheinlich -Dreßbach, Rombach, wohl ähnlich im Sinn von: Schmutzbach, Rätenbach, das Orts-, Flur- und Bachname zugleich ist und von der Räte des Sandbodens seinen ersten Bestandteil herleitet, dann Reichenbach d. h. starker Bach, Sauerbach, Hohlenbach und Bodenbach, ferner Neubronn, Affalterried, Brausenried und Berrat, deren zweiter Teil ähnlich wie der Sauerbach von „versoffenem“, wiesenmoorigem Boden herrührt und — Affalter/ried — vom Apfelbaum- bzw. — Berrat — von Beerbestand spricht, weiter Altweiher, Rotensold d. i. rote Sol-rote, schlammige Stelle, dann Erlau und Neßlau d. h. Erlen- und Nesselnbestand am Wasser, Lustenau, d. h. lustige, erfreuliche Au, schließlich Rauental, wahrscheinlich aus Reutetal entstellt bzw. umgenannt, da die schon alte Schreibung nur als „rauhes Tal“ gedeutet werden kann.

Schon geordnete landwirtschaftliche Verhältnisse sehen die Ortsflurnamen Fachsenfeld d. h. Feld mit Borstengras und Weidenfeld voraus. Das Recht einer Einzelperson an Grund und Boden mußte sich schon herausgebildet haben, als die Namen Adelmansfelden, Hermannsfeld und Onatsfelden d. i. Onoldsfelden entstanden. Dasselbe gilt von Teußenberg d. h. Berg im Besitz eines Matthäus und dem gleichbedeutenden Heisenberg. Die beiden ursprünglichen Flurnamen können natürlich erst in christlicher Zeit entstanden sein und sind in Anbetracht der gekürzten Form des Vornamens sicher erst im Lauf des späteren Mittelalters, wenn nicht erst in der Neuzeit geworden. Seitsberg, mit seinem ebenfalls gekürzten ersten Teil — Seitz ist aus Sigfrid gekürzt wie Friß aus Friedrich — wird nicht älter sein. Dewangen und Dauerwang sind aus dem Weidewesen heraus entstanden. Der erste Bestandteil des ersteren scheint den Anteil eines einzelnen, der vielleicht Dinn- geheißen hat, an der Gemeindeweide zu bezeichnen. Ein leicht durchsichtiger Flurname ist Mädle, dem ein rechtschreibungsbesessener Meister der Schule vielleicht wieder gern zu seinem abhanden gekommenen h verhilft. Rein natürliche Flurnamen, die noch keine Bearbeitung der Natur durch den Menschen verraten, sind die Ortsnamen Rauburr, Sandberg, Said, Liz d. h. Lehmgrund, Spiz, Vogelsang, Sanenberg, Ruderberg, Hirschrain, Büchelberg, Lutstrut, dessen erster Teil dunkel ist, dessen zweiter „Gebüsch“ bedeutet, ferner Hangendenbuch, dessen Mittelstück nur aus der Gebrauchsweise: in dem hangenden

Buch zu verstehen ist und das auf frühere Bestockung mit Buchen hindeutet, endlich Riart d. h. Rienhart-Rienholzwald und Rötthardt-Wald, in der Flur Röte, Forst und Wöllstein d. h. runder Fels. Schon mit menschlicher Tätigkeit bringen den Wald in Zusammenhang die Waldortsnamen Osterbuch d. h. östlich gelegener Buchenwald — von der Ursiedlung Essingen aus gerechnet, — dann Mühholz, d. i. zur Mühle gehöriger Wald, Holzleute-Holzgrutsche, Ottenbuch, das bereits auf privaten Waldbesitz eines Ott deutet, besonders aber die Schloßreute, Hohenroden, Schnaitberg, d. h. Berg mit Durchhieb, Leinroden, Trübenreute und Rodamsdörfle, d. h. Roden das Dörfle. Bei den drei ersteren zeigt Name und Sache mit wünschenswerter Deutlichkeit, daß die ausgedehnten Waldreutungen zu Siedlungszwecken von den mittelalterlichen Grundherrschaften ausgingen, deren Blüte bei uns in die Zeit der hohenstaufischen Kaiser fällt, deren deutlichstes Denkmal unter den Ortsnamen des Bezirks Lauterburg ist. Ebenfalls von der Tätigkeit des Reutens reden die Waldortsnamen Stockbühl und Stöcken; Stock ist hier soviel als Stumpen.

Daß auch unsere weiler-Orte auf grundherrlichen Antrieb angelegt worden sind, beweist durch seine Namensform Hofherrnweiler. Durch die Sache, die zur Ortsgründung geführt hat, zeigt dies der Name Himmlingsweiler, das in der Flur mit dem Scherznamen Pfannenstiel gebaut wurde. Das Gegenstück zur ritterlichen Siedlung ist die geistliche: Abtsgmünd. Auf Antrieb eines einzelnen zur Siedlung, wenn auch nicht ausgesprochen eines Grundherrn, deuten Bommerstweiler, das auf einen Bombrecht zurückzugehen scheint, und im 15. Jahrhundert zum erstenmal erscheint. Schon im 14. Jahrhundert taucht Leinweiler auf, während gewiß aus jüngerer Zeit Sebastiansweiler und Tauchenweiler stammen. Diese beiden sind ja eigentlich nur Höfe. Hohenhöfen, Gemeinde Bommerstweiler, zeigt durch seine Namensform, daß die Gründung im Unterschied von den verschiedenen mittelalterlichen Höfen erst in der Neuzeit geschaffen ist.

Die Höfe wie der Haghof, der Riedhof, der Tannenhof, der Haselhof, der Kohl- und Brastelhof sind von ihrer Lage genannt. Dabei bedeutet Kohl durch Brennen gereute, kohlig-schwarze Stelle, Brastel-Brombeertal. Der Lauchhof, der auf der Grenze des Aalener Reichsstadtgebiets liegt, bedeutet: Grenzhof. Häufiger heißen die Höfe nach ihrem Gründer oder Besitzer, so die Kolbenhöfe, die zugleich Beispiele von Umnennung von Höfen bieten, insofern der obere früher Mayersberg, der untere ehemals Rasmeyerhof hieß; ferner der Ottenhof, der Rägeleshof, der Dreherhof, der Almalien- und Sophienhof, der Graules- und Bernhardshof, die Klog- und Goldshöfe, ursprünglich Golzhöfe, der Zeirenhof, der von einem Cyriakus den Namen hat, samt dem Schultzeihöflein. Von Rechts- und Herrschaftsverhältnissen heißt der Lauchhof, wie schon bemerkt; der Röhrhof ist eine verzweifelte Verlegenheitschreibung entweder für Kernhof oder Kellerhof. Der nicht sehr alte Frauenhof am Frauenhölzle, steht

wohl in Beziehung zu unserer lieben Frau Maria. Von einem Rechtsstreit wird das Streithöflein seinen Namen haben, und der Wendenhof erinnert an die Zwangsansiedlung kriegsgefangener Slaven im frühen Mittelalter. Der Aushof steht mit dem bäuerlichen Ausdingwesen in Zusammenhang; die „ellwäingisch Erzgrub“, sowie Zöllhof und Zöllhaus, die an der Grenze des ehemals wöllwarthischen und gmündischen Gebiets liegen, mahnen an vergangene Besitzverhältnisse.

Das Grundwort -hof ist weggefallen, so daß der Hofname heute im bloßen Wer-? oder Wessen-? Fall dasteht, bei Dölzer, Schäufele, Roßnagel und Zanken.

Urach.

Rudolf Kapff.

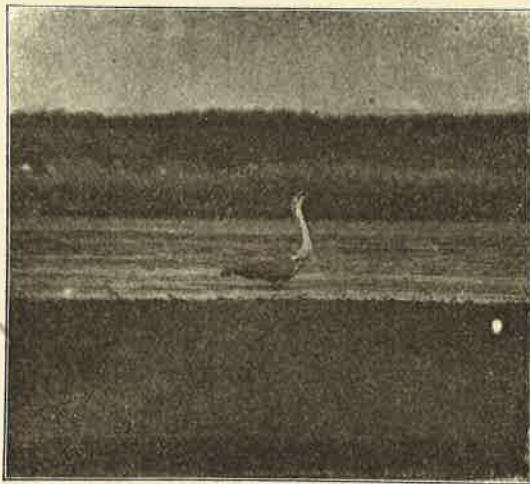
Der Fischreiher, ein Gast von der mittleren Jagst.

Von Dr. rer. nat. W. Fischer, Heidenheim a. Br.

Es ist eine betäubende Tatsache, daß gerade die größten und auffallendsten Vogelgestalten bei uns in rascher Abnahme begriffen, zum Teil schon ausgestorben sind. Noch vor 150 Jahren horstete der mächtige Steinadler im Land, am Ende des letzten Jahrhunderts war der jetzt wieder in einigen Paaren eingebürgerte Uhu, der König der Nacht, nicht zu seltener Brutvogel auf der Alb und im Schwarzwald. Der bedeutende Rückgang im Bestand unseres Hausfreundes, des weißen Storchs, ist durch eine Untersuchung der Süddeutschen Vogelwarte allgemeiner bekannt geworden. Ähnlich steht es beim Fischreiher, der alten Nachrichten zufolge früher auch am Kocher Brutvogel war. Jetzt zeigt er sich hier wie an der Brenz nur noch als mehr oder weniger regelmäßiger Gast vom mittleren Jagstgebiet.

Gegenüber Schloß Morstein befindet sich auf dem Besitz der Freiherren von Crailsheim seit mehr als einem halben Jahrtausend eine Reiherriedung. Sie stammt noch aus den Zeiten, wo die Reiherbeize, d. h. die Jagd auf Reiher mit Hilfe des Edelfalken, ein beliebter Zeitvertreib der Ritter und ihrer Damen war. Dank dem verständnisvollen Schutz der Schloßherren hat sich die Kolonie trotz manchen sie gefährdenden Naturereignissen und den Nachstellungen der „Bauernjäger“ zu halten vermocht. Schlimm wurde die Lage erst, als der Staat am Anfang des Jahrhunderts ein Schußgeld von 4 Mark für einen Reiher einführte. Freiherr von Crailsheim berichtet z. B. von einem Bauern, der in der Nähe der Kolonie auf seinem Gut einen See anlegte und ihn mit vielen wertlosen Fischen besetzte. Nachdem er am Ufer einen sog. Entenschirm angebracht hatte, saß er häufig dort, um täglich bis zu 8 Vögel wegzuschießen; er hatte dadurch natürlich eine schöne Einnahme. — „Wie häufig kommt es vor, daß ein Reiher angestrichen kommt, um seine Jungen zu äßen, dem ein Ständer oder gar beide Ständer abgeschossen sind. Er kann nicht mehr aufbäumen, fällt schließlich herunter und geht elend zu Grunde, während seine Jungen im Neste verhungern!“ 1912 wurde die Schuß-

prämie wieder abgeschafft, aber bald kam der Weltkrieg, in dem die Abnahme der Morsteiner Kolonie eine ganz beträchtliche war. Sie rührt wahrscheinlich davon her, daß die Reiher, welche vor Beginn des Winters ihren Zug über das Mittelmeer nach Afrika ausführen wollten — die Hauptzugstrecke führt zunächst durch das Jagst- bzw. Kocher- und Brenztal — unsere und die feindlichen Linien zu überfliegen hatten und dabei vielfach weggeschossen wurden. Seit Frühjahr 1919 hat sich der Bestand wieder gehoben und fast die alte Höhe von 50 Paaren erreicht. Leider hat nun die Württ. Landwirtschaftskammer den Klagen der Fischwasserpächter nachgegeben und 1924 das Schußgeld in Höhe von 3 Mark wieder eingeführt.



Fischreiher im Schlamm stehend

Welch' freudige Ueberraschung bedeutet es für den Naturfreund, wenn er bei seiner Wanderung im stillen Wald- und Wiesental den oben aschgrauen, unten hellen Vogel vor sich sieht. Steif, mit stark S-förmig gekrümmtem Hals steht er im seichten Wasser, nur die kleinen gelben Augen werfen scharfe Blicke auf die Umgebung. Merkt der Vogel eine Gefahr, dann streckt er den Hals fast senkrecht und bleibt in dieser seltsamen Stellung „unbeweglich wie ein Pfahl“ zuweilen viertelstundenlang, bis der Feind sich entfernt hat oder er selbst es für geraten hält, abzustreichen (s. Abb.). Mit einigen hastigen Flügelschlägen erhebt er sich, legt die langen bräunlichen Beine nach hinten und krümmt seinen Hals zur S-Form. Durch diese Haltung und durch die kreischenden Rufe („chräi“) unterscheidet er sich schon aus beträchtlicher Entfernung von dem etwa ebenso großen Storch. Manchmal gelingt es, den Reiher beim Fischen zu beobachten. Mit langsamem und leisem Schritt, so daß man kein Plätschern vernimmt, geht er in der Nähe des Ufers. Hat er ein Fischlein erspäht, dann wird einem Pfeil gleich der Hals vorgeschneilt und der kräftige Schnabel stößt

nach seiner Beute, die er fast ausnahmslos erfaßt. So kann er es, vor allem gegen Abend, stundenlang treiben. Oft steht er auch, ohne sich zu rühren, auf einem Bein, nur das funkelnde Auge verrät, daß Leben in der stillen Gestalt ist. „Er ist ein lauernder Jäger, ein schweigsamer Fischer, der mit zäher Geduld die kriechende und schwimmende Beute zu seinen Füßen berückt.“ Doch ist der Schaden, den der Fischreiher anrichtet, am Kocher wie überhaupt in größerer Entfernung vom Horstplatz ganz unbedeutend. Denn er fängt fast stets als Einsiedler, und dann sind es in 1. Linie kleine und minderwertige Weißfische, die ihm zur Nahrung dienen. Da er außerdem fränke Fische leichter erbeutet, als voll lebensfähige, übt er sogar eine schätzenswerte Gesundheitspolizei aus. Weiterhin frist der Reiher auch Mäuse, Frösche, Schnecken, Insekten, gelegentlich ein Vogelgelege oder -Junge. Für die Landwirtschaft überwiegt jedenfalls sein Nutzen. Wie Freiherr von Crailsheim mit vollem Recht hervorhebt, verursachen den Hauptschaden an Kocher und Jagst nicht die Reiher, sondern die Fabriken mit ihren Abwässern, dann auch die zahlreichen Hausenten, die den Laich wertvoller Speisefische fressen.

Sehr viel des Interessanten bietet ein Besuch der Reiherhalde in Morstein. Von einem westlich gelegenen Hang läßt sich der beste Ueberblick über die Kolonie und zugleich über das Schloß gewinnen. Im März oder Anfang April sind die Alten von ihrem Winteraufenthalt im Süden zurückgekehrt und haben ihre vorjährigen Horste ausgebeffert oder neue gebaut. Zu unterst liegen dürre Stecken, weiter oben Reiser, Schilfstengel, Blätter und dgl. Die Mulde ist mit Haaren und Federn ausgepolstert. Nun bebrütet das Weibchen 3 Wochen lang die 3—4 stark hühnereigroßen, mattgrünen Eier. — Was für ein Leben herrscht erst, wenn die Jungen ausgeschlüpft sind. Alle Augenblicke kommt eins der Eltern mit einem Beutetier im Kehlsack. Natürlich fällt auch gelegentlich ein solches auf den Boden, um hier zu verfaulen, was neben den scharfen Excrementen der Tiere nicht gerade zur Luftverbesserung beiträgt. Nach etwa 5 Wochen sind die Jungen erwachsen, verlassen die Horste und zerstreuen sich; die allermeisten machen im Oktober die große Reise mit.

Wer so den Fischreiher beobachtet, sei es an dem heimischen Flüsslein oder am Brutplatz, dem ist der stolze Flieger ans Herz gewachsen, und er wird gewiß, wenn er sich nicht von ganz materiellen Beweggründen leiten läßt, für seinen Schutz eintreten. Sonst besteht die Gefahr, daß der Reiher — wie ein Naturschützer schreibt — „der größten tiervernichtenden Bestie, dem geldgierigen Menschen, zum Opfer fällt.“

Der Eisvogel, eine Perle unserer Gegend.

Von Dr. rer. nat. W. Fischer, Heidenheim a. Br.

Kurze Fahrt bringt uns von der Oberamtsstadt nach Oberkochen. Nun gehts durch Wiesengrund zu der am westlichen Talhang liegenden Quelle des schwarzen Kochers. Der von Bäumen und Buschwerk

umrahmte, stimmungsvolle Plaz ladet zur Rast. In seiner Unberührt-heit ist er eine seltene Erscheinung im Lande und verdient als „Naturdenkmal“ die Achtung und den Schutz jedes Besuchers.

Den stillen Beobachter läßt ein scharfes „tüt“ aufhorchen. Da sieht er einen stark sperlingsgroßen, farbenprächtigen Vogel über den Quellbach hinhuschen. Es ist ein Eisvogel, der sich nun auf einem Ast nahe dem Wasserspiegel niederläßt. Im Glanz der Sonne zeigt er sich in seiner ganzen Schönheit. Metallisch blaugrün leuchtet der



Rücken, etwas dunkler schimmert das Schwänzchen, rostrot sieht die Unterseite, schwarz der lange Schnabel aus; brennendrot sind die kurzen Beine gefärbt. Durch seine ganze Erscheinung macht der Königsfischer, wie unser Vogel auch heißt, ganz den Eindruck eines Fremdlings aus wärmeren Himmelsstrichen. Ruhig und gelassen sitzt er jetzt auf seinem Lieblingsplatz, die großen schwarzen Augen auf die Wasserfläche gerichtet. Plötzlich schießt er mit angelegtem Gefieder wie ein Pfeil ins Wasser, das hoch aufspritzt. Einige Sekunden verstreichen, da arbeitet sich der kühne Schwimmer und Taucher wieder herauf und fliegt mit einem höchstens fingerlangen Fischchen zu seinen Sitz. Es kostet den kleinen Vogel keine geringe Anstrengung, das Beutetier zu verschlingen. So fängt der Eisvogel täglich etwa ein Duzend Flossentierchen, daneben aber auch manche Wasserjungfern und andere Insekten mit ihren Larven, Aeffeln, niedere Krebstiere, Schnecken und dgl.

Schluß folgt.

Anm. Die Abbildungen verdanken wir dem freundlichen Entgegenkommen des Bundes für Vogelschutz e. V. in Stuttgart.

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Hohenstadt



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Hartsfelder Boten

Der Eisvogel, eine Perle unserer Gegend.

Von Dr. rer. nat. W. Fischer, Heidenheim a. Br. (Schluß).

In einem großen Teil Württembergs ist der Eisvogel, der noch vor einem Jahrhundert an den meisten Bächen und Flüssen vorkam, verschwunden. Als angeblich der Fischzucht sehr schädliches Tier hat man ihn zu Hunderten gefangen oder geschossen. Vielen hat — trotz des gesetzlichen Schutzes, den sie bei uns neuerdings während des ganzen Jahres genießen — die Pracht des Gefieders den Tod eingetragen; nun hängen ihre Bälge in einer „guten“ Stube und werden langsam von Rauch und Motten zerstört. Winterkälte und Uberschwemmungen, Einleitung von Fabrikabwässern und Korrektur von Wasserläufen haben das Ihrige zur Verminderung des Bestands des herrlichen Geschöpfes beigetragen, so daß es heute in den meisten Gegenden schon wegen seiner Seltenheit den Beinamen „fliegender Edelstein“ verdient. An den klaren Quellen und Bächen der Alb und des Schwarzwalds, sowie des Schwäbischen Waldes hat sich der Eisvogel noch zu halten vermocht; hier führt er — den meisten Menschen unbekannt — sein Einsiedlerdasein. Bei uns kann der Naturfreund an Kocher, Jagst, Lein und ihren Nebenflüssen einen Einblick in das Leben und Treiben des interessanten Vogels gewinnen. Hoffen wir, daß menschlicher Eigennutz ihn nicht auch hier zum Aussterben verdammt, sondern daß er den kommenden Geschlechtern erhalten bleibt! Denn bei seinem geringen Bestand kann sein der Fischerei zugefügter Schaden, dem überdies durch Vertilgen fischschädlichen Getiers ein nicht unbeträchtlicher Nutzen gegenüber steht, nicht in Betracht kommen. An Fischzuchtanstalten mag man ihn vertreiben, sonst aber gönne man dem einzigartigen Vogel, was er zum Leben braucht.

Für gewöhnlich ist der Eisvogel ein sehr ungeselliges Tier, das andere Geschöpfe mit großem Mißtrauen betrachtet und mit Artgenossen nicht selten blutige Kämpfe um das Jagdgebiet ausficht. Nur Männchen und Weibchen eines Paares vertragen sich, wenn ihr Wohngewässer genügend Nahrung liefert, einigermaßen gut. Wo der Bach sich tief

in weichere Schichten eingenaagt hat, schreiten sie zur Anlage ihres Nestes. Etwas über dem Wasserspiegel graben und meißeln die Alten mit ihrem kräftigen Schnabel ein Loch in die steile Wand. Von hier aus wird in tagelanger Arbeit, bei der sich beide ablosen, eine etwa armlange Röhre in das Ufer vorgetrieben und diese am Schluß zu einem Kessel erweitert. Dort werden auf einer Unterlage von Fischgräten und unverdaulichen Insektenteilen, welche die Vogel als „Gewölle“ ausgewürgt haben, 5—8 weiße, fast kugelförmige Eier vom Weibchen erbrütet. Während dieses etwa 14 Tage dauernden Geschäfts wird es treulich vom Männchen versorgt. Wenn die anfangs nackten und blinden, dickkopfigen Jungen ausgeschlüpft sind, beginnt für beide Eltern eine Zeit rastloser Tätigkeit. Unermüdlich durchjagen sie ihr ganzes Revier nach Wasserjungfern und Eintagsfliegen, suchen im Wasser nach Kaulquappen und Kerbtierlarven, um die hungrigen Schnäbel zu stopfen. Nach und nach kommen die Federn zum Vorschein, zunächst als blauschwarze „Stacheln“, aber noch lange müssen die Jungen gefüttert werden. Nach dem Ausfliegen werden sie wochenlang geführt und zum Fang der Beute angeleitet. Im Spätsommer werden sie selbständig und müssen die Jagdgründe der Alten verlassen. So kommt der Herbst, wo der Königsfischer zum Strichvogel wird; er geht seinem heimatlichen Bach bis zur Quelle oder Mündung nach, zieht sich größeren Gewässern entlang und sucht vielleicht auch einmal einen Zuchtteich auf. Gelingt es ihm hier, den leidigen Nachstellungen einzelner Menschen zu enttrinnen, so drohen ihm im kalten Winter neue Gefahren. Vielleicht friert sein Bohnengewässer zu und der schöne Vogel fällt dem Hunger zum Opfer. Andere gehen näher an die Städte und werden ermattet leicht die Beute eines schießwütigen Jägers oder ertrinken elend, wenn sie beim Fang der Beute in ein Eisloch stoßen und beim Auftauchen die Oeffnung verfehlen. —

Mehr denn je gilt es heutzutage, die Schönheiten der Heimat zu erkennen und zu erhalten. Dazu gehört auch der Eisvogel, aus dessen Leben einige Züge geschildert werden konnten.

Dorfmusikanten zur Großväterzeit

Jugenderinnerungen von G. A. Freudenberger

In meinem Heimatdörflein Neubronn, das kaum 60 Bürger zählte, fand im Jahr nur ein- oder zweimal eine Hochzeit statt; eine solche gestaltete sich aber immer, weil die gesamte Einwohnerschaft, alt und jung, daran teil nahm, zu einem allgemeinen Freudenfeste. Zu seinem Glanz trug nicht wenig die Musikkapelle bei, die der Hochzeiter aus den bedeutendsten Künstlern der benachbarten meist katholischen Dörfer zusammenstellte. Ihren Grundstock bildeten vier alte, verwitterte Gestalten, die, einer wie der andere, treffliche Modelle für einen Spitzweg oder Busch abgegeben hätten.

Da stieg den steilen Hang vom Leintal herauf der „Zigeuners-hans“, das Prachtstück der Kapelle, der mit dem Beruf des Spielmanns auch den eines Spaßmachers zu verbinden wußte, wie es in alten

Zeiten üblich gewesen war. Auf dem erhalten gebliebenen Bild von dem mit der Schellenkappe abgebildeten Hans Bach, dem Urgroßvater des großen Johann Sebastian, steht das Verslein:

Hier siehst du geigen Hans Bachen,
Wenn du ihn hörst, so mußt du lachen.

Ja, lachen mußte man auch, wenn man den Zigeunerhans hörte, seine Schnurren, seine Schelmenliedchen, oder wenn man nur die Grimassen sah, die er schnitt. Von seinen Liedchen, gesungen mit heiserer Stimme, ist mir noch eins in Erinnerung:

Wenn einer e' steinig's Aeckerle hat
Und hat 'n schlechte Pflueg,
Und hat e' lausigs Weib d'rheim,
Noch hat 'r z'trage gnuag.

Solche Verslein riefen stets allgemeine Heiterkeit hervor, wenn man sie auch schon oft gehört hatte. Die Art, wie er sie vortrug, reizte noch mehr als der Inhalt selber zum Lachen. Er spielte die Geige gar nicht übel, und blies das Waldhorn, dessen viele Beulen und Dallen von manchem Sturz auf dem gäh abfallenden Weg in sein Dorf hinab Kunde gaben. Wie er, ein Vollblutzeigener, dazu gekommen war, sich einst dort niederzulassen und sein Brot in der Hauptsache als Schneider zu verdienen, wußte niemand zu sagen.

Mit ihm kam immer der „krumme Schuhmacher“, so genannt, weil er ein verkümmertes linkes Bein hatte. Er ging an einer Krücke, in der rechten Hand einen derben Eichenstock und auf dem Rücken die stets blitzblanke Posaune geschnallt, die vorteilhaft gegen das mit einer dicken Patina überzogene Waldhorn seines Genossen abstach. Sein Spiel war weder auf der Posaune noch auf der Geige hervorragend; dennoch war er ein äußerst nützlich Mitglied des Quartetts, denn er übte die Polizei auf dem Tanzboden aus, trotz seines Gebrechens, und er hatte ein solches Ansehen erworben, daß auch die rüpelhaftesten Bauernknechte sich ihm fügten. Sie wußten, daß alle wackeren Bursche hinter ihm standen.

Das künstlerische Haupt der Kapelle bildete der Kolomanes von Schechingen, dessen Wiege im fernen Ungarlande am Ufer der Theiß gestanden war. Schon die Fülle und Länge seiner kohlschwarzen Haare kennzeichneten ihn als echten Künstler. Er hatte sein Leben ganz der Musik geweiht; auf die Arbeit seiner Genossen mit der Nadel oder Ahle blickte er mit Geringschätzung, ja Verachtung herab. Alle Instrumente dagegen, von der Mundharmonika bis zum Bombardon, verstand er zu spielen, und alle Lieder und Tänze, die im Jagdkreis je an ein Ohr geklungen, kannte er. So konnte es nicht fehlen, daß er überall, wo durch die holde Musik Menschen erheitert werden sollten, beigezogen wurde. Bei jeder Hochzeit, bei jedem Jahrmarkt sah man ihn. Und in der geschlossenen Zeit nach dem Katarinentage (25. Nov.), wo keine Hochzeiten mehr gehalten werden durften, da wanderte er trotz des Verslein:

An Katrein
Schließt alle Trummen und Pfeifen ein!

ein neuzeitlicher Troubadour hinaus auf abgelegene Bauernhöfe und weckte dort mit seiner vielfach zusammengeleiteten Geige den Sinn für wahre Kunst. Und die Bäuerinnen wußten sein Bemühen wohl zu schätzen und dankten ihm warm und nicht bloß mit Worten. Manches Glas trefflichen Mostes rann da seine allzeit trockene Kehle hinab, und manches Stück leckeres Rauchfleisch verschwand in dem umgehängten Lederranzen, seinem treuen Begleiter.

Der vierte im Bunde nannte sich Rölle. Er bildete, klein aber breitschultrig, zu dem überschulanken Kolomanes das Gegenstück. Die Künstlernatur trat bei ihm hinter dem Geschäftsmann zurück, und so hatte er sich zum Impresario des Quartetts aufgeschwungen. An ihn wandte sich jeder, der durch Musik ein Fest verschönern wollte. Er verwaltete die gemeinsame Kasse und verteilte, was sich nach einer Hochzeit oder einem Jahrmarkte drin fand. Wenn einer der Genossen im Bier des Guten zu viel getan halte und nicht mehr taktfest war, so machte er ihm einen Abzug am Lohne, und keiner wagte, sich dagegen aufzulehnen. Er selbst blieb immer klaren Geistes, nicht weil er weniger trank als seine Genossen, sondern weil er mehr vertragen konnte als sie alle zusammen. Sein Lieblingsinstrument war die Klarinette, die er „schrill und gell“ zu spielen wußte. Sollte ein Tanz beginnen, so hüpfte sie zuerst in kühnen Sprüngen zwei Oktaven hinauf und wieder herunter, das war für die Zuhörererschaft die „Aufforderung zum Tanz“.

Die letzte Hochzeit, die ich — noch ein Schulbube — in der trauten Heimat einigermaßen mitfeiern konnte, ist mir noch wohl in der Erinnerung, obwohl seitdem fast 60 Jahre dahingegangen sind; war doch der Hochzeiter, einer der wohlhabendsten Bauern im Ort, unser Nachbar. Er trug als letzter noch die alte Bauentracht: den an diesem Tag mit einem Rosmarinstrauß gezierten langschößigen blauen Tuchrock, der sich prächtig von der scharlachroten Weste mit ihren vielen Metallkugelnknöpfen abhob; dazu schwarze Lederhosen und hohe Stiefel, über denen Handbreit die schneeweißen Strümpfe hervorschimmerten. So trat er, die Braut an der Hand führend, aus seinem Hause und begab sich mit ihr nach der nahen Wirtschaft zum Löwen, wo die Hochzeitsgäste auf das Brautpaar warteten.

Um 11 Uhr luden die hellen Kirchenglocken zu des Festes Glanz. Längst schon hatte sich die Musikkapelle vor dem Löwen aufgepflanzt, brennend vor Begierde, ihre „schönsten Molodien aus tiefster Brust“ hervorzuholen. Nun stimmte sie einen Marsch an und bewegte sich mit langsam abgemessenen Schritten, und ihr nach der ganze Hochzeitszug, dem Gotteshaufe zu. Vor der Kirchenglocke kündete die Kapelle Halt, spielte aber weiter, bis der Festzug hinter jener verschwunden war.

Der Festgottesdienst und die darauf folgende Trauung gaben den Künstlern Zeit, sich für die kommenden Taten durch einen Frühtrunk zu stärken, und sie stärkten sich; sobald aber die Kirchenglocke kündete, daß die Trauung vorüber sei, setzten sie sich wieder in Bereitschaft, den Hochzeitszug abzuholen. Sie empfingen ihn mit einer alther-

gebrachten Marschweise, der ein Spaßvogel einmal den Text unterlegt hatte:

Gast g'meint, m'r geiget d'r Becke und Wei(n),
M'r geiget d'r bloß ins Glend nei(n);
Gast g'meint, ih pfeif d'r 'n Stall voll Rinder,
Ich aber pfeif d'r e' Stub voll Rinder.

Im Löwen stand das Festmahl bereit, aber bevor die Gäste sich dazu niederließen, mußten noch drei Ehrentänze, auch Suppentänze genannt, vollführt werden. Der erste gebührte selbstverständlich dem neuen Ehepaar, das feierlich und würdevoll sein rhythmisches Gefühl in einem sanften Tappele (Schottisch) ausströmen ließ. Bald wurde es von den beiden Brautführern und den Brautjungfern, die ihrer freudigen Stimmung in einem flotten Hopswalzer Luft machten, abgelöst. Der dritte Tanz gebührte den beiderseitigen Schwiegereltern, die aber meist auf die Ehre verzichteten, so daß daran teilnehmen konnte, wer wollte.

Nun setzten sich die Gäste an die reichgedeckten Tische, und auch die Musik durfte sich auf Rechnung des Hochzeitlers gütlich tun. Näherete sich das Festmahl seinem Ende, dann hielt die Kapelle die Zeit für gekommen, den Sinn der Versammelten vom Materiellen weg ins Reich des Idealen zu heben. Sie spielte drei Stücke, zwei Tänze und

So ein Lied, das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Dann stellte der Rölle einen Teller auf den Tisch, in den jeder Gast einen Sechser (20 Pfennig) warf, der junge Ehemann wohl auch einen halben Gulden (eine Mark). Dieses Geld bildete den Grundstock zum Honorar der Kapelle.

Unterdessen hatte sich die Wirtschaft mit Gästen gefüllt, und nun mußte zum Tanz aufgespielt werden. Alt und jung beteiligte sich daran, war doch die Gelegenheit dazu so selten. Wie flatterten da die Bänder der Frauenhauben und wehten die langen Kittelflügel der Männer. Obwohl noch nie ein „Tanz- und Anstandslehrer“ nach Neubronn gekommen war, wurde gar nicht übel getanzt, und die Frauen und Mädchen zeigten sogar viel Anmut in ihren Bewegungen. Sie und da kam aber auch ein ungeschlachter Bursche vom „Wald“ hinten vor, der

Schwang die Dirn, die blonde, starke
Daß ob plumpem Fußgestampfe
Dröhnend knarrte oft der Boden
Und der Rall fiel von den Wänden,

wie Schefel von den Hauensteinern singt. Wollten die jungen Burschen einen bestimmten Tanz haben, dann schritten sie zum Musiktentisch und sangen ein Lied vor, das den Rhythmus des gewünschten Tanzes angab. Der Klarinettist fing die Melodie auf und verwendete sie als Motiv, das mit reicher Verschnörkelung im Tanze durchgeführt wurde. Die Musik ging aber auf Wünsche bloß ein, wenn ein Bursche

Dem „Schwäb. Merkur“ Nr. 360 vom 5. August 1926 mit gütiger Genehmigung des Verfassers und Verlegers entnommen.

auch einen Sechser in den Teller warf. Ein Freitanz mußte mit einem halben Gulden erkaufte werden.

Der Tanzlieder gab es eine große Zahl, über achtzig. Einzelne hatten wenig Sinn, sie gaben lediglich den Takt an, so z. B.:

Wöll m'r net e' weng
Wöll m'r net e' weng
Hopsasa tralalalala usw.

das einen Bayrisch Polka forderte. Die meisten waren recht humorvoll. Einen Mazurka leitete ein:

Sechs söttig Buebe,
Sechs söttig Buebe
Sott mei Vater hau, hau, hau,
Die würdet ihm,
Die würdet ihm
's Geld aus 'm Beutel bau.

Einen Walzer:

Dui wo 'n Schäfer heirt,
Dui hat zwoi Glück, zwoi Glück,
Dui kriegt mit'm Stede Schläg
Und mit d'r Schipp.

Einen Schottisch:

E' Schüffele und e' Häfele
Ist äll mei(n) Seiretquet;
Des lad ih auf e' Wägele
Noh geits e' ganze Fuehr.

Alle zwei Stunden setzte die Tanzmusik eine Zeit lang aus. Da war es immer wieder angebracht, an den Zechtischen „oin einer z'mache,“ d. h. über Tisch zu spielen. Bei solchem Fleiß der Kapelle sammelten sich die „Sechser“ zu einem recht ansehnlichen Sümmelein an. Mitternacht war längst vorüber, wenn alle Gäste sich verlaufen hatten, wenn auch dem jungen Ehepaar endlich „heimwärts schlug der sanfte Friedensmarsch“. Die Kapelle begleitete es bis zum Wohnhause, und dann erst war ihr hartes Tagewerk zu Ende. In der Scheuer des Hochzeitlers schlief sie auf einem Lager duftenden Heus den Schlaf des Gerechten, der seine Pflicht treulich erfüllt hat.

Die Entstehung der Täler von Brenz und Kocher.

Von Dr. R. Loge.

Geologie und Geschichte sind zwei Wissenschaften, die eigentlich ganz dasselbe wollen: Den Ablauf der Vergangenheit aufhellen die Folge aller Ereignisse erzählen, die über unsere Heimat weggegangen sind. Und erst aus der Kenntnis dieses Werdegangs heraus gewinnen wir das Verständnis der Gegenwart. Wie scheiden sich nun aber die beiden Wissenschaften? Die Geologie erzählt uns die Geschichte der Erde seit ihren allerersten Anfängen, seit sie als glutflüssiger Ball ihren Lebenslauf begann, seit die ältesten Gesteine sich bildeten, die ersten Lebewesen auf ihr erschienen. Sie berichtet uns, wie in seltsamen, feuchten tropischen Farn- und Schachtelhalmwäldern die Steinkohlen sich bildeten (aber leider nicht bei uns!), wie unsere Gegend

vom Jurameer bedeckt war, in dem ungeheure Fischeidechsen herumschwammen und in dem sich weithin große Korallenriffe dicht unter der Wasseroberfläche aufbauten. Sie erzählt uns dann, wie unsere Gegend zum Land wurde, auf dem sich das fließende Wasser seine Abflustrinnen, die Täler, eingrub und führt uns bis zu dem Zeitpunkt, wo der Mensch in unserer Gegend auftritt, nach jener geheimnisvollen Eiszeit, die ihre Gletscher aus den Alpen bis gegen die Donau vorschickte. Und nun erst beginnt der Geschichtsforscher seine Tätigkeit; er hat es mit dem Menschen zu tun, und am liebsten ist es ihm für die Erforschung der Vergangenheit, wenn er etwas Schriftliches aus jenen alten Zeiten besitzt: ein altes Buch, ein Pergament aus einem Kloster mit irgend einem Vertrag oder auch nur die Steininschrift auf einem alten römischen Altar. Die Geschichte beschäftigt sich also nur mit dem Menschen; ihre Urkunden sind seine Erzählungen in Büchern und Schriften, sowie die Reste seiner Kultur. Wo das alles beim Rückwärtsschreiten in die Vergangenheit aufhört, muß sie das Feld der Geologie überlassen. Die Grenzen sind ja allerdings nicht scharf und zwischen Geologie und Geschichte hat sich in den letzten Jahrzehnten noch die „Vorgeschichte“ eingeschoben, die von jenen ältesten Menschen handelt, von denen „kein Lied, kein Seldenburg“ mehr erzählt, von deren Kultur wir uns nur ein dürftiges Bild machen können. In dieser Wissenschaft berühren sich Geologie und Geschichte, denn jene Menschen lebten schon in der Eiszeit, jener letzten großen Periode der Erdgeschichte vor der Jetztzeit. Bei uns kommen wir beim rückwärtsschreitenden Gang in die Vergangenheit schon beim Beginn unserer Zeitrechnung aus der Geschichte in die graue Vorgeschichte hinein, in Aegypten hat die Geschichtswissenschaft bis 4000 v. Chr. klare Urkunden. Die Geschichte rechnet mit Jahrhunderten und Jahrtausenden, die Vorgeschichte schon mit Jahrzehntausenden, der Geologe tut es nicht unter Jahrillionen, wenn er von der Vergangenheit erzählt.

Geschichtsforscher und Geologe arbeiten im Grundsatz eigentlich ganz gleich; beide entziffern Urkunden. Aus der Schenkungsurkunde eines mitteralterlichen Grafen an ein Kloster kann uns der Historiker ein umfassendes, lebensvolles Bild jener Zeit vor beinahe einem Jahrtausend aufstellen lassen; Urkunden sind ihm aber auch ein paar alte überwachsene Mauerchen im Wald. Auß ihrem Grundriß, ihrer Dicke, der Art ihrer Mauerung entsteht für den Geschichtsforscher das Bild einer stolzen Ritterburg mit Mauer und Torturm, Burgfried und Wohngebäuden.

Und Urkunden, noch viel, viel ältere Urkunden entziffert auch der Geologe. Aus den Korallen von Rattheim wird ihm das Meer lebendig, das damals am Riff aufschäumte; die Versteinerungen Steinheims zaubern ihm einen See vor Augen, in dem warme Quellen ihre Wasser ergossen und zu dem Elefanten, Nashörner und merkwürdige Hirsche zur Tränke eilten. Und das Brenztal lehrt ihn aus seiner Form (es ist auch eine Ruine, wie wir sehen werden) seine ganze Geschichte. Die Talbildung der Brenz gehört zu den eigenartigsten

und interessantesten, die in Deutschland bekannt sind, und weit über die Grenzen unseres engeren Vaterlands hinaus ist das Brenztal seiner Eigenart wegen bekannt. Um sie aber recht verstehen und würdigen zu können, ist es nötig, uns zunächst das Bild eines Normaltals vor Augen zu führen; erst aus dem Vergleich mit ihm werden uns die Merkwürdigkeiten des Brenztals klar werden.

Ein Tal ist nichts anderes als eine Rinne, in der das Wasser, das als Regen oder Schnee vom Himmel fällt, wieder zum Meer zurückfließt. Ein Tal ist nicht irgend eine geheimnisvolle Spalte, die in der Erdrinde aufreißt, sondern eine Vertiefung, die sich das Wasser selbst in seinem jahrtausendelangen Fließen auch aus dem härtesten Fels herausnagt. Wer nach einem starken Gewitterregen schon gesehen hat, wie das von den Hängen herabschießende Wasser überall Risse und Rinnen hineinragt, wie der Fluß schmutziggelb alle die heruntergeschwemmte Erde zum Lande hinausträgt, dem ist es klar geworden, wie im Lauf geologischer Zeiträume auch die tiefste und breiteste Talfurche sich bilden kann. Nun wirkt aber die Einnagung des Wassers („Erosion“) in den verschiedenen Teilen eines Flußlaufs verschieden. Der Oberlauf eines Flusses hat noch wenig Wasser, aber ein großes Gefälle. Das Tal wird infolgedessen eine enge Schlucht sein, in der das Wasser stürmisch hinunterstürzt, sich mit der Zeit auch immer tiefer einnagt. Im Mittellauf wird das Gefälle geringer, der Lauf des Wassers langsamer, die Erosion ist infolge dessen trotz der größeren Wassermenge geringer; das Tal ist flacher, seine Hänge weniger tief und steil eingerissen. Im Unterlauf wird das Gefälle noch geringer, der Lauf des Flusses noch langsamer und deshalb auch sein Tal noch weniger ausgeprägt. Es kann jetzt sogar sein, daß der Fluß sich überhaupt nicht mehr einnagt, sondern das, was er an Gerollen und Kiesen aus seinem Oberlauf mitbrachte, liegen läßt.

Sehen wir auf diese Gesichtspunkte hin das Brenztal an! Kommen wir von der Donau her, das Brenztal aufwärts, so macht uns das Bild des Tals durchaus den Eindruck eines Flußunterlaufs; das Gefälle ist sehr gering, die Hänge flach. Auch bis Heidenheim und Königsbronn ändert sich an diesem Bild kaum etwas; das Gefälle bleibt gleich gering, die Talwände werden ein klein wenig höher; man konnte sagen: unterer Mittellauf. Und noch eines: Die Brenz erscheint für das schöne, breite Tal viel zu klein. Die Talbildung steht immer im Verhältnis zur Wassermenge des Flusses und einem solch kleinen Flützchen, wie der Brenz, kann der Geologe nicht so recht die Bildung eines so weiten, breiten Tals zutrauen, wie es sich etwa zwischen Heidenheim und Schnaitheim ausdehnt. Wie ein Mann, dem in den Jahren der Kriegsnot die Kleider viel zu weit geworden sind, schlottert auch die Brenz in ihrem zu weiten Tal. Etwas ratlos fließt sie von der einen zur anderen Seite des Tals, das sie nicht recht auszufüllen vermag.

Schluß folgt.

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Hohenstadt.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Die Entstehung der Täler von Brenz und Kocher.

Von Dr. R. Loge.

(Schluß).

Ein Fluß etwa von der Größe des Neckars bei Cannstatt würde viel besser in das Tal hineinpaffen. Und nun das Merkwürdigste: Gehen wir am Brenztopf und der Pfefferquelle vorbei über Königsbronn hinaus, so schließt sich nicht etwa das Tal, sondern ganz umgekehrt geht es über die Wasserscheide hinüber ins Tal des Kochers, der seine Wasser hinunterführt zum Neckar und damit zum Rhein. Die Talwände bleiben gleich weit auseinander; Kocher und Brenztal zusammen bilden einen einheitlichen Durchbruch durch die Alb. Es ist somit klar: Die Brenz hat keinen Oberlauf, keinen Talanfang, ihre Wassermenge ist zu gering für ihr Tal, und ganz Ähnliches gilt vom Kocher, der jenseits der merkwürdigen „Talwasserscheide“ nach Norden fließt. Auch er ist viel zu klein für sein Tal, auch er hat ebensowenig einen Talanfang wie die Brenz. Für den Geologen ist der Schluß unausweichlich: Die Brenz muß in geologischer Vorzeit viel weiter im Norden entspringen und von dorthier als kräftiger Fluß durch die große, breite Spalte des heutigen Kocher-Brenztals nach Süden geflossen sein. Das kundige Auge des Geologen sieht auch noch in der Gegend von Unterkochen und Oberkochen die Spuren des einstigen Talbodens der „Urbrenz“, wie wir jenen Fluß nennen wollen, als Spuren einer Terrasse über der Sohle des heutigen Kochertals. Die schön sichtbaren Terrassenreste lassen erkennen, daß die Urbrenz bei Oberkochen etwa 20 m, bei Unterkochen etwa 60 m über dem heutigen Talboden geflossen sein muß. Wenn wir nach Norden aus der Alb heraustreten, so verliert sich zunächst die Spur des Tales unserer Urbrenz. Die Höhe, in der sie floß, ist längst der Abtragung zum Opfer gefallen. Es läßt sich aber zeigen, daß sie über dem heutigen Tal des Kochers ihren Lauf hatte. Das Bild der Landkarte vermag uns das schon zu sagen. Das Bild eines normalen Flusses mit seinen

Zuflüssen ist das eines befiederten Pfeils, das heißt, die Nebenflüsse fließen ungefähr in Richtung des Hauptflusses unter einem spitzen Winkel auf ihn zu. Der Kocher fließt nach Norden und Nordwesten; auch seine Nebenflüsse sollten nun eigentlich in nördlicher und nordwestlicher Richtung auf ihn zufließen. Die Karte zeigt das gerade Gegenteil: Fast alle Nebenflüsse des Kocher bis in die Gegend von Hall fließen nach Süden, Südosten, Südwesten! So machen es die Leine mit ihren Nebenflüssen, die Adelsmannsfelder Rot, die Gaildorfer Roth, der Biber. Und wenn ein Nebenfluß des Kochers wie der Bühler in der richtigen, normalen Richtung auf seinen Hauptfluß zufließt, so zeigen dafür alle Nebenbäche des Bühler wieder die verkehrte Richtung. Die Flüsse zeigen alle nicht das Bild eines richtig befiederten Pfeils, sondern das eines Pfeils, an dem die Flugfedern in verkehrter Richtung angebracht sind, so daß sie sich eigentlich gegen den Flug sträuben müßten. Ich bitte jeden Leser, sich an einer einfachen Schul- und Landkarte von Württemberg dieses ganz eigenartige Bild klar zu machen! — Und nun schließen wir folgendermaßen: Soweit die Nebenflüsse von Kocher und Jagst in verkehrter Richtung zu ihren Hauptflüssen fließen, zeigen sie, daß ihre Richtung zu einer Zeit angelegt wurde, als sie noch zu einem Flußsystem gehörten, das nach Süden hin entwässerte. Die Betrachtung der Landkarte lehrt uns damit schon: Die Quellen der Urbrenz und ihrer Nebenflüsse lagen im Norden in der Gegend von Dohringen und Löwenstein. Das ganze Gebiet östlich des (damals noch nicht fließenden!) Neckars war Einzugsgebiet der Urbrenz, die als schöner stattlicher Fluß ihre Wasser nach Süden führte, in der breiten Talpforte des heutigen Kocher-Brenztals durch die Alb hindurchfloß und wie heute in die Donau mündete. Damit sind uns alle Absonderlichkeiten des heutigen Brenztals erklärt: seine Wurzellosigkeit, sein zu geringes Gefälle, seine zu große Weite. Es ist eben tatsächlich nur der Unterlauf jener einstigen Urbrenz, deren Quellgebiete im Norden durch die Abtragung längst zerstört sind. Es mag ein schönes Bild gewesen sein, wie jener stattliche Fluß durch das Tal floß, und ich glaube, kein Brenztäler wäre unzufrieden, wenn es auch heute noch so wäre. Höchst interessant ist es, wie das Bild jener Urbrenz heute noch weiter im Osten lebendig ist: der Lauf der Altmühl zeigt uns, wie wir uns die Urbrenz zu denken haben. Die Altmühl entspringt weit im Norden bei Rothenburg o. d. T., fließt mit sehr geringem Gefälle nach Süden, bricht in einem Tal, das ganz dem Kocher-Brenztal gleicht, durch die fränkische Alb hindurch, um dann in die Donau zu münden. Haarscharf wie es einst die Urbrenz machte, und ganz ähnlich auch heute noch die Wörnitz macht.

Damit erhebt sich aber mit zwingender Notwendigkeit die Frage nach dem Warum. Wie kommt es, daß das ganze Flußgebiet der Urbrenz zerstört wurde, während die Altmühl noch ruhig weit von Norden her ihre Wasser zur Donau führt? Die Erklärung liegt in einem geographischen Gebilde, das auf jeder Karte Deutschlands aufs deutlichste heraustritt, in der oberrheinischen Tiefebene. Die Geologie lehrt, daß sie als ein sogenannter Grabeneinbruch aufzufassen ist. In

der Tertiärzeit, der geologischen Zeit, die der Eiszeit vorausging, brach zwischen Schwarzwald und Vogesen, die stehen blieben, ein langer, etwa 30—40 Kilometer breiter Graben in die Tiefe. Und damit mußte sich nun das gesamte Flußnetz Südwestdeutschlands aufs stärkste verändern. Mit riesigem Gefälle stürzten die Gewässer hinunter zum Rheintalgraben, überall tiefe Schluchten einnagend. Und mit diesem Einnagen verlegten die Flüsse ihren Ursprung immer weiter zurück, nagten immer mehr von der flach geneigten Gesteinstafel weg, auf der die Urbrenz nach Südosten floß. Es bildeten sich die Anfänge von Neckar, Kocher und Jagst heraus. Wegen ihres viel größeren Gefälles konnten diese Flüsse das Wasser an sich ziehen und nach Norden leiten. Schritt für Schritt verlegte der Urkocher seine Wasserscheide gegen die Urbrenz nach Süden, schnitt sein Tal rückwärts ein. War die Wasserscheide bis zu dem Punkt zurückgewichen, wo ein Nebenfluß einmündete, so wurde dessen Wasser gleich auch nach Norden umgelenkt, die Richtung des Tales konnte der rückwärts einschneidende Hauptfluß aber nicht ändern. Die Geologie hat für diesen Kampf um die Wasserscheide ein glückliches Wort geprägt: Der alten schon seit Urzeiten nach Süden fließenden Urbrenz wird von dem in viel jüngerer Zeit entstandenen Kocher das Wasser geraubt; der Kocher ist der „jugendliche Räuber“, die Brenz „die greise Beraubte.“ Was sich hier abspielte und schließlich dazu führte, daß der Kocher mit seiner größeren Erosionskraft die Wasserscheide bis an den heutigen Punkt zurückverlegte, ist aber nur ein Ausschnitt aus dem Kampf der zwei großen Stromsysteme Rhein und Donau. Überall ist die höher fließende Donau (Tuttlingen 650 Meter, Ulm 450 Meter) im hoffnungslosen Kampf mit dem als Räuber auftretenden Rhein, der viel tiefer fließt (Basel 250 Meter, Mannheim 88 Meter) und deshalb überall mit magischer Gewalt das Wasser zu sich heranzieht, die Täler seiner Nebenflüsse tiefer sich einnagen läßt. Die Herausbildung des Steilrands der schwäbischen Alb, die berühmte Donaueinschnürung bei Tuttlingen sind auch Einzelhandlungen aus dem großen Drama. Auch heute noch muß, um wieder auf das Brenztal zu kommen, der mit stärkerem Gefälle nach Norden abfließende Kocher seinen Ursprung rückwärts verlegen; in geologischer Zukunft (es mögen ein paar mal hunderttausend Jahre sein) wird er nacheinander seinen Ursprung bei Königsbrunn, Schnaitheim, Heidenheim haben und Ruhe im Lande wird es erst dann geben, wenn das ganze Gebiet der Donau in unsrer Südwestecke des Reichs vom Rhein erobert ist. Daß die Altmühl, noch wie in alter Vorzeit die Urbrenz, weit von Norden her zur Donau fließt, hat seinen Grund darin, daß sie weiter abliegt vom Räuber Rhein und ihre Höhenlage eine geringere ist, als es die der Urbrenz war.

Wir sehen: es sind großartige, weite Zusammenhänge, in die uns die Frage nach der Entstehung der Täler von Brenz und Kocher hineinstellt. Nur die graue, geologische Vergangenheit vermag uns die Gegenwart zu erklären und sie beide weisen uns weiter, über unendliche Zeiträume weg in eine dunkle, rätselhafte Zukunft. Ob es nach jenen Jahrhunderttausenden noch ein Aalen oder Heidenheim

geben wird? Oder ob dann von andern Wesen, als es der Mensch von heute ist, ein paar kümmerliche Reste dieser Städte ausgegraben werden, wie wir heute ein paar Römischerben ans Licht bringen? Wir wissen's nicht und werden es nie wissen.

Dem „Hendekopf“, Heimatbeilage des „Grenzboten“ mit gültiger Genehmigung des Verfassers und Verlegers entnommen.

Die Schriftleitung.

Wie heißt Du?

Eigentlich wollte ich fragen: Wer bist Du? Woher kommst Du? Woher stammst Du? Kennst Du Deine Familie d. h. kennst Du Dich? Denn in Deinem Blut hast Du etwas von Deinen Vorfahren. Und in Deinem Namen auch. Denn: Namen bedeuten etwas. Auch Dein Vorname und Dein Geschlechtsname. Der Name ist von Haus aus die das Wesen erfassende Bezeichnung eines Dings.

Der Taufname ist die Etikette, die die Eltern dem Kind angehängt haben. Nur das? Nein! mehr: Herzenswunsch, Segenswunsch, Amulett, Gebet, Weissagung, Wegzehrung, höherer Beruf.

Der Familienname ist die Erkennungsmarke, die vor Jahrhunderten den Stammeseltern angehängt worden ist. Von wem? Von einem lieben oder böartigen Nebenmenschen. Oft aber von einem Menschenkenner, der die Gabe hatte, das Wesen des Nebenmenschen in ein einziges Wort zu fassen, von Leuten mit treffendem Mutterwitz. Herr und Namengeber ist der überlegene Mensch gegenüber der Pflanze, dem Tier, dem andern. Heute noch gibt's das: Schlagfertigkeit und Sicherheit, das innerste Wesen eines Menschen zu erkennen, anzusprechen und auszusprechen, so wie die Menschheit viele Tiere mit der Namengebung erheiternd an und ausgesprochen hat.

Dein Geschlechtsname hat eine Bedeutung und eine Geschichte. Sage mir, wie Du heißt, so will ich Dir sagen wer und woher Du bist. Doch nein! Nicht ich. Ein anderer, zu dem ich selber fragend ging und gehe, kann Dir's sagen: Rudolf Kapff, des schwäbischen Wesens Kenner und Sprachmeister. Sein Buch „Schwäbische Sagen“ kennst Du. Hoffentlich. Auch sein vor Jahren erschienenenes Büchlein „Deutsche Vornamen“ ist bekannt. Und auf sein neuestes Werk darf ich heute aufmerksam machen.

Rudolf Kapff. Schwäbische Geschlechtsnamen. Verlag Silberburg Preis 3.50 Mk.

Ueber 5000 Namen sind in diesem interessanten Büchlein geschichtlich und sprachgeschichtlich erläutert. Wahrscheinlich findest Du auch Deinen Namen darin. „Wer seinen Namen vermisst, ist im voraus höflich gebeten, dies dem Verfasser freundlich mitzuteilen.“ Aber erst lies das ganze Büchlein! und sieh das Namensverzeichnis nach! Von A bis Z: Achter, Behringer, Claus, Dippold, Eßwein, Falkenstein, Gehringer u. s. f.

Der Zweck dieser Besprechung ist nicht, das und jenes aus dem trefflichen Büchlein abzuschreiben. Wer nicht fürderhin seinen eigenen Namen in Gedankenlosigkeit weiterführen und schreiben will, soll's selber lesen.

Nur auf zwei Funde, an denen ich mich besonders ergötzt habe, darf ich hinweisen. Wir Menschen alemannischen Stammes sind arm an altdeutschen Vornamen. Oder kannst Du geschwind ein Duzend nennen? Aber Rudolf Kapff, der den Weg gegangen ist von „Deutsche Vornamen“ zu „Schwäbische Geschlechtsnamen“ füllt 36 Druckseiten mit Aneinanderreihung von Geschlechtsnamen urdeutschen Stammes, die von Haus aus alemannische Vornamen und alte Sippennamen auf „ingen“ sind, wie die „Ingen“ dörfen Essingen von Aiso, Ahelfingen von Ahelf, Böbingen von Babo, Hüttlingen von Hüttlo u. s. f.

Die Apprich, Abele und Arnold, die Berthold und Bernhard, die Diebold und Dierolf und hundert andere, nicht zuletzt die Blessing, Benzing, Behring, Rehring, Scheuing führen im Sprachstamm den alemannischen Heimatschein.

Ihr Schwabeneltern, schöpft euch aus diesen Sprachstämmen den alemannischen d. h. schwäbischen Vornamen für die Kinder, die euch geboren werden! In Kapffs neuem Büchlein könnt ihr nachlesen, wie sie ursprünglich gelautet haben.

Das ist das Eine. Und das Andere, an dem ich meine besondere Freude habe: Kapff schreibt kein abgeschliffenes Hochdeutsch, sondern ein bodenständiges Schwäbisch. Er „schwäbelt“ herzhast drauf los, mehr dem Sprachschatz, Sprachgeist und Sprachinhalt als der Sprachform nach. In diesem Sinn muß er schwäbeln, denn die haben richtig und ungeziert geschwäbelt, welche unsre schwäbischen Geschlechtsnamen geschöpft, unsern Vorfahren ihren Haus-, Bei- und Uebennamen aufgetrieben haben, der verschleiert und oft entstellt als ehrfamer Familienname auf uns gekommen und mit Stolz geführt wird.

Den Freund der Mundart erfüllt es beim Lesen des Buches mit Stolz und Behagen, daß sich mit jeder Seite das Bewußtsein verstärkt: Das Urwüchsige und Lebendige und Schönste an der Sprache ist nicht das Hochdeutsche, sondern die Mundart. Hier geht der Geist der Sprache und die Sprachkraft um, die Witz und Humor und Schlagfertigkeit und Verstand und quellende Frische hat; die Mundart schafft und schöpft Namen heute noch.

Die biedersten unsrer deutschen Namen „schwäbeln auch“ in treuherziger Einzahl: Wulle (wollene Strümpfe), Saile (kleiner See), Mändle-Mahle (kleines Männlein), Ankele (der Anken, der Nacken), Seegis (Sense), Ohmeis (Ameise), Hertneck (am harten Eck), Nestle (a n Aestle), Rämmle, Lämmle, Schepperle (Schaffschur, Schafschapper).

Und in drolliger Mehrzahl: Wünsch (von Wunsch), Steeb (von Stab), Staib (von Staub).

August Lämmle, Du „Lieb-“haber und Forscher des schwäbischen Volkstums, freu Dich! Der humanistische Professor und Sprachdozent Rudolf Kapff hält zu Dir.

Und bässt a Herrle, laß es bäsfa;
a Schwob wurd au no schwäble däsfa.

Auf! kauft Euch und Euren Kindern ein Kapff'sches Buch zu
Weihnachten!

Häußler.

Alte heimatliche Sitten und Gebräuche

(entnommen der Sagensammlung von Ernst Meier, Tübingen 1852)

Weihnachten.

Die drei Adventsdonnerstage vor Weihnachten heißen in der Gegend von Tübingen, Stuttgart und sonst „Knöpf- linsnächte“. Die Knaben werfen oder schießen dann Abends mit einem Rohr Erbsen, Gerste u. dgl. an die Fenster, worauf gewöhnlich mit Schelten oder auch mit Schlägen von den Hausbewohnern geantwortet wird. — In Schwä- bisch-Hall wurden nach einem Rathsprötokoll im Jahre 1685 die „Knöpf- linsnächte“ verboten.

In Alen, Ellwangen, Bülhertann und sonst heißen die drei Knöpf- linsnächte „Anklopset“; in anderen Orten, z. B. in Hohenstaufen, heißen sie auch „Einreiche“, indem arme Kinder Gaben einsammeln. In Bülhertann singen sie dabei:

Anklopset, Hämmerle,
's Brod liegt im Kämmerle,
Apfel raus, Bire raus,
Oder i geh inn-anders Haus.
Die Rosen, die Rosen,
Die wachsen an eim Stengel;
Der Herr ist schön, der Herr ist schön,
Die Frau ist wie ein Engel.

Vor einem Schneiderhause singen sie aber jedesmal:

Anklopset, heilige Nacht,
Gais hat den Schneider jagt,
Gais hat si rum dreht,
Schneider hat ihrs Bod zünäht.

(Bülhertann.)

In Heubach, Gmünd und der ganzen Umgegend heißen die drei Don- nerstage vor Weihnachten „Anklopsete“. Da ziehen Knaben herum mit einer Rute in der Hand und gehen einzeln in die Häuser, klopfen an und sprechen, wenn sie hereingerufen werden:

Klopf an, klopf an,
Wer mir ebbes gibt, ist wohl dran;
Wer mir aber niks gibt,
Den schlag i recht an Kopf nan.

In denselben Donnerstagen ziehen auch ältere arme Leute herum und bitten um Mehl und dergl., was die Polizei an diesen Tagen nicht hindert. Die Armen sprechen:

Guts Jahr, guts Jahr,
Daß 's Korn wohl g'raht,
Bis 's Jahr! (oder: ufs Jahr!)

Ein anderer Spruch lautet:

Holla, holla Knöpf- linsnacht!
Guts Jahr, guts Jahr, daß 's Korn wohl g'raht!
Kraut und Zwiebel
Ist au nit übel;
B'hiit uns Gott vorm Totengrübel!

(Schmid, Schwäb. Wtb., S. 317.)

Neujahr.

In der Umgegend von Tübingen und weiter herrscht ganz allgemein die Sitte, Nachts um 12 Uhr das neue Jahr „anzuschießen“.

Alte Frauen schlagen in der Neujahrsnacht im Dunkeln das Gesang- buch auf und lesen am andern Morgen, was sie aufgeschlagen haben. Ist es ein Totenlied, so schließen sie daraus, daß sie in diesem Jahr sterben werden. (Großheppach.) Auch jüngere Leute, besonders Mädchen, be- fragen bei wichtigen Anlässen dies Orakel teils in der Weihnacht, teils in der Neujahrsnacht. Sie schlagen dreimal im Dunkeln, während sie im Bett liegen, das Gesangbuch auf, machen jedesmal ein Eselsohr und lesen am andern Morgen, was auf der rechten Seite steht; denn nur diese gilt. Danach entscheiden sie sich nicht selten, z. B. bei Heiratsanträgen, wenn die Stimmung und Neigung schwankend ist.

Wenn Mädchen in der Neujahrsnacht mit dem Schlag zwölf geschmol- zenes Blei durch einen Schlüsseltamm in kaltes Wasser gießen, so können sie aus den Figuren, die es bildet, das Gewerbe ihres künftigen Bräuti- gams erkennen.

Gedicht von Christian Schubart.

Schwabenlied.

So herzig, wie die Schwaben,
Giebt's halt nichts weit und breit,
Denn welche Völker haben
So viele Redlichkeit?
Ihr Herz denkt anders nicht,
Als was die Zunge spricht.
So herzig wie die Schwaben,
Giebt's halt nichts weit und breit.

Wer ist wie unsre Schwaben
So männlich noch und stark?
Die Männer dorten haben
Noch deutsches Knochenmark.
Die Mädchen sind so hold,
Die Weiber treu wie Gold.
So herzig wie die Schwaben,
Giebt's halt nichts weit und breit.

Sie lieben sich wie Brüder
Ohn' alle Heuchelei;
Sie handeln deutsch und bieder
Und sind dem Fürsten treu.
Ihr Leben schonen sie
Für Gott und Wahrheit nie.
So herzig wie die Schwaben,
Giebt's halt nichts weit und breit!

Don der Schriftleitung.

Mit der heutigen Nummer schließt unsre Heimatbeilage ihren dritten Jahrgang ab. Auch in diesem Jahr hat unsre junge Zeitschrift mit ihren mannigfaltigen Beiträgen dazu mithelfen dürfen, Heimatliebe zu wecken und zu pflegen und in ihrem Teil das geplante und ersehnte Heimatbuch für Schule und Haus vorzubereiten. Es ist freilich noch manche Vorarbeit zu tun, bis auch unser Aalener Bezirk gleich andern ein solches Volksbuch aus der Feder sachverständiger Kenner unsrer Heimat und ihrer Geschichte erhält. Bausteine zum künftigen Heimatbuch will auch der neue 4. Jahrgang liefern, für den in der Mappe des Schriftleiters eine Reihe Beiträge bereitliegen, aus denen auf folgende hingewiesen sei: Die Ortsnamen der Oberämter Neresheim und Ellwangen (Kapff), Fahrendes Volk auf dem Dorfe (Freudenberger), Ein Hexenprozeß (Schmid), Hafnereigewerbe in Oberlochen (Mager), Wie es vor 200 Jahren auf dem Aalbuch zuging (Vehler), Eine Ritterfehde aus der Adelsmannsfelder Gegend (Gansser), Reiseerlebnisse eines Neresheimer Abts in der Türkei 1699—1701 und Vom ehrsamem Papiermacherhandwerk (vom Schriftleiter) usw. Für alle freundliche Mitarbeit aus Stadt und Land darf ich herzlich danken und um solche auch inskünftig bitten. Jeder Beitrag zur Geschichte unsrer engeren Heimat soll uns herzlich willkommen sein. Zusendungen bitten wir unmittelbar an den Schriftleiter (Pfarrer Kammerer, Neubronn, Post Hohenstadt) zu richten.

K a m m e r e r.

Schriftleitung des Spion: Pfarrer Kammerer, Neubronn Post Hohenstadt.



Beilage zur Kocher-Zeitung und zum Härtsfelder Boten

Ein Hexenprozeß.

(Nach Tatsachen aus der Geschichte des Rieses)
von Heinrich E. Schmid, Trochtelfingen.

Die Straße von Goldburghausen nach Nördlingen, sonst um diese Zeit meist recht still und einsam, war heute belebt wie an einem Markttage. Da und dort sah man Fußgänger und selbst je und dann ein mit Leuten besetztes Fuhrwerk der Stadt zu eilen. Am Hofstor eines Bauernhauses in Goldburghausen stand ein junges Bauernmädchen und rief mit ungeduldiger Stimme über den Zaun: „Gevatterin, veräumet Euch nit, daß wir nit etwan zu spät auf den Richtplatz kommen.“ Im Hofe stand die Bäuerin schon zum Ausgang fertig. Sie mußte noch einen Streit schlichten, der unter dem Hühnerflock ausgebrochen war und rief der ungeduldig Harrenden zu: „Wir werden schon noch früh genug kommen, Grete, es ist ja noch früh am Tage.“ Mit diesen Worten trat sie nun doch auf die Straße und nach kurzer Begrüßung machten sich beide auf den Weg zur Stadt. Es war ein Septembervormorgen des Jahres 1590 und ein kühler Wind strich schon über die Stoppelfelder des Rieses. Graues Gewölk zog drohend am Himmel dahin. Rüstig schritten die beiden Frauen durchs herbstliche Feld. Sich umschauend rief die Jüngere: „Seht nur, wieviele Leute heut zur Stadt gehen, die gehen gewiß auch alle auf den Richtplatz. Das wird ein Schauspiel, wenn die fünf Unholden (Hexen) auf einmal verbrannt werden. Will nur sehen, ob nit eine noch auf ihrem Hexenbesen davon reitet.“ „Gott sei ihnen gnädig“ sagte die Bäuerin nachdenklich. Es war die Appolonia Unschulin und sie hatte es selbst schon einmal empfunden, wie es tut, wenn man von bösen Lasterzungen begeistert wird. Doch die junge Bafe war anderer Meinung und sagte in jugendlichem Eifer: „Haben sie Gott abgesagt und dem Teufel sich zugeschworen, so sollen sie auch zum Teufel fahren.“ „Was ist die Zahlmeisterin, die Lempin, für eine freundliche Frau gewest. Hat mir manchmal meine Eier abgekauft und dann